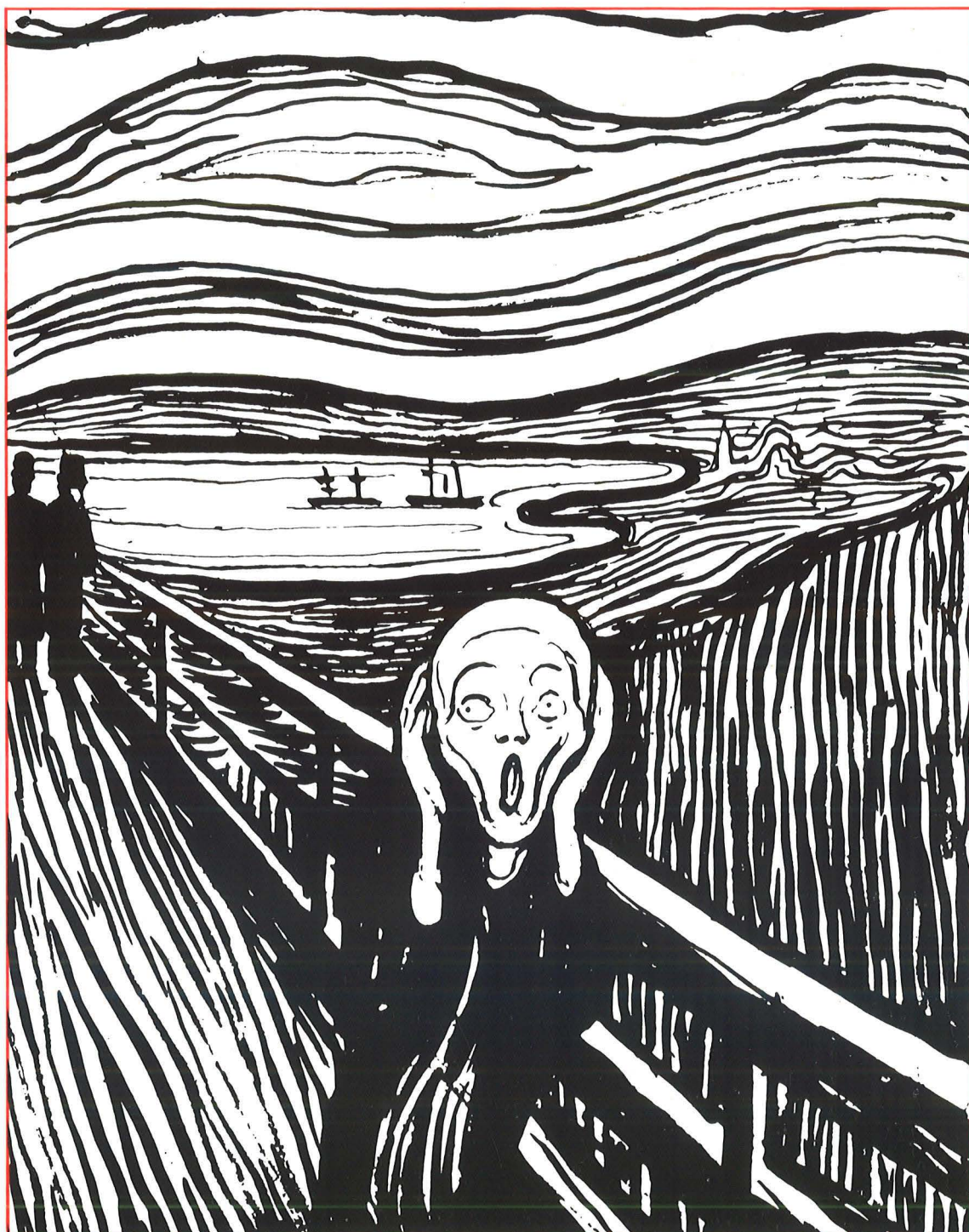


iwk

MITTEILUNGEN

DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST



NEUERSCHEINUNG 1986



VERDRÄNGTE SCHULD - VERFEHLTE SÜHNE

Entnazifizierung in Österreich 1945-1955

Symposion des Instituts für
Wissenschaft und Kunst
März 1985

Hrsg.: Sebastian Meissl, Klaus-Dieter
Mulley, Oliver Rathkolb

368 Seiten

Ladenpreis: S 480,—

Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder:
S 336,—

Bestelladresse:
IWK, 1090 Wien, Berggasse 17/1

Dieser Sammelband mit Aufsätzen über Möglichkeiten, Formen, Zielsetzungen und Praxis der Entnazifizierung in Österreich ist das konkrete Ergebnis eines internationalen wissenschaftlichen Symposions, das als erste Veranstaltung des „Jahres der Zeitgeschichte 1985“ vom Institut für Wissenschaft und Kunst organisiert wurde.

Die erweiterten Referate sowie einzelne völlig neu konzipierte Beiträge sollen ebenso wie die strukturierte Zusammenfassung der Symposionsdiskussion nicht nur eine Bestandsaufnahme spezifischer Probleme der Entfaschisierung Österreichs darstellen, sondern vor allem auch innovativ für weitere Arbeiten wirken.

Pressestimmen:

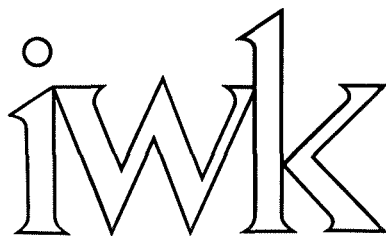
Achtzehn gut dokumentierte Referate vermitteln bisher weitgehend unbekannt gebliebene Tatsachen. Auszüge aus der lebhaften Diskussion ergänzen die wissenschaftlichen Forschungen. Arbeiter-Zeitung

Ein hochspezialisiertes Autorenteam versucht in dieser bemerkenswerten und aufschlußreichen Publikation das bisher weitgehend tabuisierte Thema darzustellen. ORF-Bücherspot

Der umfangreiche Sammelband von Zeitgeschichtlern, Politologen, Germanisten und Soziologen über die „Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne“ hat viele Erklärungen parat, warum die Entnazifizierung in Österreich letztendlich gescheitert ist (und daher bis heute von jeder neuen Generation nachgearbeitet werden muß). profil

Aus dem Inhalt:

Heinz Fischer: Geleitwort
Lutz Niethammer: Problematik der Entnazifizierung in der BRD
Dieter Stiefel: Nazifizierung plus Entnazifizierung = Null
Robert Knight: Kalter Krieg und Entnazifizierung
Oliver Rathkolb: Politische Parteien und VdU, 1949
Klaus-Dieter Mulley: Wirtschaft
Wolfgang Kos: Bürokratie
Fritz Hausjell: Presse
Gerhard Renner: Schriftstellerverbände
Murray G. Hall: Buchhandel, Verlage
Willi Weinert: Universitäten
Sebastian Meissl: „Der Fall Nadler“
Reinhard Knoll: Rechts- und Staatswissenschaften
Albert Massiczek: „Zweimal illegal“
Andreas Maislinger: Tirol
Ernst Hanisch: Salzburg
Stefan Karner: Steiermark (Leykam)
Josef Markus: Strafverfolgungen von NS-Verbrechen
Brigitte Galanda: Wiedergutmachung
Diskussion von Zeitzeugen (Karl Mark, Viktor Matejka u. a.)



INHALT

INSTITUTIONALISIERUNG HISTORISCHER FRAUENFORSCHUNG

Editorial	122
Edith Prost	
Institutionalisierung von Frauenforschung – am Beispiel der Dokumentation	
Frauenforschung	122
Edith Saurer	
Histoire totale oder Institutionalisierung der Spezialisierung?	123
Herta Nagl-Docekal	
Die Gefahr einer halbierten Institutionalisierung historischer Frauenforschung	127
Sigrun A.E. Bohle	
Notizen zur Diskussion um Women's Studies in den USA	128
Marie-Claire Hoock-Demarle	
Institutionalisierung historischer Frauenforschung. Das französische Modell. Ansätze, Verwirklichungen, Probleme	130
Elisabeth Meyer-Renschhausen	
Bericht zur Institutionalisierung historischer Frauenforschung in West-Berlin ...	133
Beatrix Bechtel/Maria Dörfler (Historische) Frauenforschung in Großbritannien	137
Getrude Langer-Ostrawsky/Henriette Stevens	
Historische Frauenforschung in den Niederlanden	141
Rezensionen	143
KUNST	
Hilde Zaloscer	
Der verdrängte Expressionismus	144

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST NR. 4

41. JAHRGANG 1986

1090 Wien, Berggasse 17/1 Telefon 34 43 42

1070 Wien, Museumstraße 5 Telefon 93 13 82

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Helga Kaschl. Alle 1090 Wien, Berggasse 17/1. Druck: J.H. Pospisil, 1170 Wien, Taubergasse 15.



DANK AN CHRISTIAN BRODA

Mit Christian Broda ist einer der großen Männer der Zweiten Republik von uns gegangen. Seine außerordentlichen Verdienste um den Wiederaufbau unserer Heimat, seine gesellschafts- und rechtspolitische Bedeutung werden von allen Seiten mit Recht hervorgehoben. Wir aber vom IWK haben zu ihm eine besondere Beziehung. Broda gehörte zu dem Kreis, der schon 1946 die Gründung des IWK als ein Zentrum progressiver und außeruniversitärer Forschung vorschlug. Viele Jahre gehörte er dem Kuratorium des Instituts als einer der führenden Berater an. Aber auch dann, als er auf Grund seiner ungeheuren Arbeitsbelastung aus diesem Gremium ausschied, blieb er unser Freund, der uns in vielen entscheidenden Situationen Rat und tatkräftige Hilfe angedeihen ließ. Viele seiner Aktivitäten standen in einem engen Zusammenhang mit unseren Zielen und Aufgaben und stützten sich vielfach auf unsere Mitarbeiter, so z.B. bei den seit Jahren wiederholt durchgeführten Symposien „Justiz und Geschichte“. Auch an den regelmäßigen Zusammenkünften des von Sepp Rieder ins Leben gerufenen juristischen Arbeitskreises nahm er gewichtigen Anteil. In den Jahren 1969, 1975 und 1985 hielt er bei uns Vorträge, die außergewöhnliches Interesse erweckten und lebhaft diskutiert wurden. Noch vor kurzer Zeit versprach er uns einen Vortrag zu den wichtigen Problemen der Justizpolitik der Zukunft. Wir werden seiner immer in Ehren gedenken.

Karl Mark
Vizepräsident

EDITORIAL

Im April hat das Institut für Wissenschaft und Kunst gemeinsam mit der Arbeitsgruppe Frauengeschichte am Institut für Geschichte eine Tagung über Institutionalisierung historischer Frauenforschung abgehalten. Anlaß für diese öffentliche Diskussion war das Aufgreifen dieser Fragestellung in mehreren Ländern Europas, vor allem aber auch das große Interesse, das Frauen Geschichte nicht nur in studentischen Kreisen, sondern in einer breiten Öffentlichkeit hervorruft. Eine etwa vor 15 Jahren erfolgte Institutionalisierung von Frauenforschung in den USA und rege Tätigkeit in vielen Ländern Europas gab uns die Möglichkeit, auf Erfahrungen zurückzugreifen und diese zu thematisieren. Andererseits ist aber auch die Diskussion um Theorie und Methode der Frauengeschichte voll im Gange und wird die Beantwortung der hier gestellten Fragen beeinflussen. Der Hinweis auf diesen Diskussionsprozeß deutet aber auch schon an, daß hier Lösungen nicht präsentiert werden (können). Erwogen wurden Institutionalisierungen innerhalb und außerhalb der Universität. In den sehr langen und dichten Diskussionen, an denen etwa 60 Frauen teilnahmen, hat sich, wie wir glauben, eine ambivalente Haltung gegenüber einer inneruniversitären Institutionalisierung von Frauengeschichte artikuliert. Der Wunsch nach einer weiterführenden Diskussion dieser und anderer – vor allem theoretischer und methodischer – Themen der Frauengeschichte ist jedoch stark angemeldet worden.

Wir glauben auch, daß eine Förderung dieses neuen Forschungsgebietes in Österreich auf jeden Fall notwendig ist und bis jetzt viel zu wenig geschehen ist. Wir glauben auch, daß es notwendig ist, Schwerpunkte und Denominationen gemeinsam zu erarbeiten. Das ist zwar, zumindest hierzulande nicht üblich. Trotzdem: wir hoffen, daß die Diskussion, die wir hier angeschnitten haben, aufgegriffen und weitergeführt wird.

Arbeitsgruppe Frauengeschichte
(Doz. Dr. Edith Saurer)

Dokumentation Frauenforschung
(Dr. Edith Prost)

Edith Prost

INSTITUTIONALISIERUNG VON FRAUENFORSCHUNG – AM BEISPIEL DER DOKUMENTATION FRAUENFORSCHUNG

Die Probleme vieler Frauenprojekte und autonomer Unternehmungen von Frauen sind Finanzierung, Realisierung, Verankerung und Fortführung. Fraueninitiativen versanden oft aufgrund von Berührungängsten mit Institutionen. Feministisches Selbstverständnis ist eine Frage des Bewußtseins und der Theorie. Autonomie darf nicht zum Selbstzweck werden. Die berechnete Angst der Frauen dem Anpassungsdruck in männlich-dominierten Institutionen nicht widerstehen zu können, führt dazu, daß oft jede Zusammenarbeit mit Institutionen bzw. selbst mit „Institutionsfrauen“ vermieden wird. Die Folge ist eine Isolierung der Institutionsfrauen von der Frauenbewegung und die Abkopplung der autonomen Frauenbewegung von jeglichen öffentlichen oder privaten Machtzentren. Die materielle (Selbst-) Ausbeutung verstärkt den Opferstatus.

Die Dokumentation Frauenforschung war ein gefördertes Projekt der damaligen Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg; für zwei Jahre geplant, strebte es eine Dokumentation aller wissenschaftlichen Arbeiten zum

Thema Frau in Österreich an. Die Projektnehmerinnen hielten Grundlagenforschung für die Voraussetzung jeder wissenschaftlich-feministischen Arbeit.

1984 war das Projekt zu Ende, gesammelt waren an die 3000 Titel zu frauenspezifischen Arbeiten in einer eigenen Datenbank, die Handschriftensammlung der Stadtbibliothek war nach Frauennamen (Briefe, Nachlässe) durchforscht, die Namen der Lehrenden und Lernenden an der Akademie für bildende Kunst gesammelt worden, etc. Diesen Ergebnissen, die wichtige Grundlagenarbeit für weitere Forschungen boten, drohte die Schublade. Dank dem Einsatz und Engagement der Frauen von der Dokumentation Frauenforschung, des IWK, des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und dem Staatssekretariat Dohnal konnte die Verankerung und finanzielle Sicherstellung im IWK erreicht werden.

1985 konnte die Dokumentation Frauenforschung ihre Arbeit am IWK aufnehmen. Der Personalstand, eine Frau als Leitung, ist für den Arbeitsanspruch zu wenig, aber vorerst nicht zu ändern. Die Dokumentation Frauenforschung versteht sich als Koordinations-, Service- und Forschungsstelle, d.h. Servicestelle für alle wissenschaftlich Arbeitenden durch Grundlagenforschung; Forschungsstelle ist die Dokumentation in dem Sinne, daß sie Forschungslücken aufzeigen, aber auch selbst Forschungsgebiete bearbeiten will; Koordinationsstelle kann sie nur dann sein, wenn sie von

anderen Frauengruppen als solche genützt und der Hintergrund einer funktionierenden Administration und Öffentlichkeitsarbeit nicht als Bedrohung angesehen wird.

Die inhaltliche Ausrichtung der Dokumentation wird von der Leitung bzw. von außen kommenden Anregungen bestimmt. Nach einer institutionellen Verankerung ist daher der Kontakt und die Zusammenarbeit mit autonomen oder anderen Institutionsgruppen besonders wichtig, um nicht in der Arbeit isoliert zu werden und zu erstarren. Eine außeruniversitäre Forschungsstelle für Frauen kann auch eine Vermittlerrolle zwischen Instituts- und autonomen Frauengruppen spielen; die Unabhängigkeit von Parteien und politischen Gruppierungen ist hier ein wichtiger Vorteil.

Das stattgefundene Symposium, dessen Diskussionsbeiträge hiermit vorliegen, war eine geglückte Zusammenarbeit zwischen universitären, autonomen und außeruniversitär-verankerten Frauen.

Edith Saurer

HISTOIRE TOTALE ODER INSTITUTIONALISIERUNG DER SPEZIALISIERUNG?

Welche Rolle die Universität im Kontext der Erneuerung bzw. Weiterentwicklung der Wissenschaft spielt¹, ist zumindest umstritten. Das hat nicht nur damit zu tun, daß in den letzten Jahrzehnten das Primat der Universität als Zentrum der Wissenschaft mehr als zuvor durch die außeruniversitäre Forschung ins Wanken geraten ist, sondern auch damit, daß Veränderungen von Gesellschaft und Universität oft ungleichzeitig erfolgen. Eine Frage bleibt auch, ob Erneuerung, die im 20. Jahrhundert der Spezialisierung entspricht, an einer Institutionalisierung dieser Spezialisierung abgelesen werden kann. Unter Institutionalisierung wird hier universitäre Verankerung verstanden; alle Zwischenstufen – Gründung von Zeitschriften, verschiedene außeruniversitäre Institute etc. – werden nur gestreift. Aus diesem Grund scheint mir die Frage nach Beispielen von Institutionalisierung in Hinblick auf ihre Voraussetzungen und Bedingungen wert gestellt zu werden. Primäres Interesse der folgenden Überlegungen ist es, auch in Österreich eine Diskussion anzuregen, die in vielen Ländern schon geführt wird: soll Frauenforschung – in diesem Fall historische – an den Universitäten als eigenes Fach eingerichtet werden? Ich übergehe hier die interdisziplinäre Lösung, wie sie die women's studies in den USA darstellen, weil sich der Beitrag von Sigrun Bohle mit den dort gemachten Erfahrungen und Diskussionen auseinandersetzt. Der folgende Hinweis auf Institutsgründungen an der Universität Wien wird in erster Linie deshalb gemacht, weil diese wissenschafts- und universitätspolitisch von Bedeutung waren und daher von prinzipiellem Interesse für die hier aufgeworfene Fragestellung sind.

Seit 1918 gab es an der Wiener Universität im Bereich der Geschichtswissenschaft zwei Institutsneugründungen: 1922 das Institut für Wirtschafts- und Kulturgeschichte, (seit 1960 Wirtschafts- und Sozialgeschichte)², 1966 das Institut für Zeitgeschichte. Meines Wissens nach hat es in diesem Zusammenhang bei den Gründungen dieser Institute keine öffentlichen Debatten gegeben. Das legt die Vermutung nahe, daß es sich hier um eine pragmatische Lösung handelt. Diese wird jenen, die das Thema dieser Zeitschriftennummer diskutieren, wohl auch von verschiedenen Seiten empfohlen. Und obwohl es gar nicht bestritten werden kann, daß die beiden Institutsneugründungen ein außerordentliches Stimulans für Lehre und Forschung dargestellt haben und noch darstellen, scheint mir die pragmatische Lösung, d.h. ein Alleingang, bzw. ein Zuzweitgang von Universität und Ministerium der Situation von Frauengeschichte nicht adäquat zu sein. Nicht nur deshalb, weil Frauengeschichte ja bereits an allen österreichischen Universitäten Interesse hervorgerufen, in Lehre und Forschung bereits einen Niederschlag gefunden hat und daher in einem breiten Diskussionszusammenhang steht, sondern vor allem deshalb, weil die gesamte Frauenforschung und insbesondere die Frauengeschichte aus der Frauenbewegung entstanden sind; gewiß hat es auch andere Bedingungen gegeben, wie etwa die neue Sozialgeschichte. Ausschlaggebend aber war die Frauenbewegung, die in einer ersten Orientierungsphase insbesondere, auf ihre Geschichte zurückgegriffen hat. Aus diesem Grund halte ich also eine öffentliche Debatte, auch wenn sie Entscheidungsprozesse zeitlich nicht erleichtern mag, für notwendig.

An der Gründung beider genannten Institute war die Durchsetzungskraft von zwei Männern wesentlich beteiligt, nämlich jene von Alfons Dopsch und Ludwig Jedlicka. Beiden waren pragmatische Lösungen gelungen. Da es über die Institutsgründungen kaum Untersuchungen gibt, muß ich mich in der Folge mit Andeutungen begnügen. Ich greife das Institut für Wirtschafts- und Kulturgeschichte deshalb heraus, weil das Fach als aspektorientiertes Fach auch vor dem Problem des generellen Anspruchs und der Infragestellung traditioneller Paradigmen gestanden ist.

Verdanken Institutionalisierungen von Spezialisierungen einem Forschungsdefizit ihre Entstehung? Sollen sie einer neuen Fachrichtung, marginalisierten Forschungsbereichen zum Durchbruch verhelfen? Es ist bekannt, daß um die Jahrhundertwende österreichische Historiker sich mit Interesse wirtschafts- und sozialhistorischen Fragen zugewandt hatten; Es wurde darauf hingewiesen, daß das Interesse an Wirtschaftsgeschichte auf die im frühen 19. Jahrhundert einsetzende Landesgeschichte zurückzuführen ist.³ An der Wiener Universität um 1900 gingen Carl Grünberg und Ludo M. Hartmann von einem materialistischen Ansatz aus. Alfons Dopsch stand, wie jüngst betont wurde „trotz innovatorischer Aspekte seiner Förderung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte ganz in der Tradition des Historismus.“ Die Vorlesungsverzeichnisse aus den ersten Jahren der Republik zeigen das Angebot der Lehrenden der Jahre kurz vor Errichtung des Instituts

an. So hatten Carl Grünberg – der seit 1912 einen Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte an der juristischen Fakultät innehatte und der ja später der erste Direktor des Instituts für Sozialforschung werden sollte – 1918 eine Vorlesung über Wirtschaftsgeschichte gelesen, Karl Pribram über Krieg und Wirtschaftspolitik gesprochen und Ludwig von Mises über Österreichs Wirtschaftspolitik von 1866–1914. Alle drei lehrten an der juristischen Fakultät. An der philosophischen hielt Dopsch eine Einführung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 1919 hatten Ludo M. Hartmann historische und wirtschaftshistorische Übungen abgehalten und Dopsch Übungen zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Frühmittelalters angesetzt.

Aber auch Heinrich Srbik und Friedrich Engel-Janosi hatten sich in ihren früheren Arbeiten von ähnlichen Interessen leiten lassen. Srbik z.B. besetzte in Graz seit 1917 einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. In der Folge sollten sich jedoch beide Historiker mehr der Ideengeschichte und der politischen Geschichte (im Falle Engel-Janosis auch der Kirchengeschichte) zuwenden. In den Dreißiger- und Vierziger- und Fünfzigerjahren wurden Fragestellungen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht weiter verfolgt: Es ist durchaus möglich, daß das Institut für Wirtschafts- und Kulturgeschichte⁴ eine Kontinuität der Forschung ermöglicht hat, die ohne seine Existenz undenkbar gewesen wäre.

Es kann also unterstrichen werden, daß die Gründung des Instituts für Wirtschafts- und Kulturgeschichte nur einen größeren Baustein in einer Entwicklung darstellt. Dopsch, hochangesehener, international anerkannter Gelehrter, hatte in Wien einen Lehrstuhl für Allgemeine und österreichische Geschichte inne. 1916/17 war er Dekan der philosophischen Fakultät, 1920/21 Rektor der Universität Wien. 1921 erhielt er ein sehr verlockendes Angebot nach Berlin; er hat es abgelehnt. 1922 kam es zur Institutsgründung. Er selbst bemerkt dazu: „So hat meine Berufung ins Reich auch die Wiener Universität und speziell die philosophische Fakultät um eine Einrichtung bereichert, die bis dahin nicht vorhanden war und nun dem Ganzen zustatten kommt, insbesondere auch der Forschung und Lehre auf einem bisher weniger gepflegten Gebiete der Historie, für das doch spezielle Lehrmittel benötigt werden, (außer einer Bibliothek auch Karten, Diapositive und Abbildungsmaterial aller Art)“^{4a}. Dopsch fand auch seine Umgebung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung als Korsett⁵. Der institutionelle Druck, dem Dopsch sich ausgesetzt fühlte, war groß. So meinte er: „Nun konnte ich, frei von allem Zwang der Tradition und Rücksichtnahme auf die bereits bestehenden Organisationsformen meine eigenen Ideen verwirklichen, ohne daß ich durch die Vorzugstellung der älteren Fachkollegen behindert war“.

Mit diesen sehr flüchtigen Bemerkungen sollte alenthalben angedeutet werden, daß für die Errichtung eines universitären Instituts mehr notwendig ist als die fehlende Vertretung einer Forschungsrichtung an der Universität. In Hinblick auf den politischen und inneruniversitären Standort von Dopsch kann aber auch keine Rede davon sein, daß ein Außenseiter nun zum

Zuge gekommen wäre. Ludo M. Hartmann konnte zwar eine bedeutende Zeitschrift (Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (1893). Seit 1903: Vierteljahresschrift), aber kein Institut gründen. Primär für die erwähnte Institutionalisierung scheint mir die Überlegung eines erweiterten Handlungsspielraums, der prinzipiell mehr umfaßt als die von Dopsch erwähnten Momente: die Herausbildung einer eigenen *venia* (Lehrbefugnis), die Verankerung im curriculum und die damit verbundene intensive theoretisch-methodische Diskussion. Umgekehrt kann natürlich auch keine Rede davon sein, daß alle neuen Forschungsrichtungen an der Universität einen institutionellen Niederschlag gefunden hätten. Die Geschichte der Arbeiterbewegung z.B. hat in Österreich zwar eine außeruniversitäre Verankerung, nicht jedoch eine universitäre. Kulturgeschichte, seit sie 1960 mit der Sozialgeschichte ausgewechselt wurde, ist zumindest was die Nomenklatur betrifft, nicht mehr existent. Historische Anthropologie in Frankreich z.B. wahrhaftig massiv an den Universitäten vertreten, taucht an österreichischen gar nicht auf, Wissenschaftsgeschichte existiert nur im Rahmen der Nominalfächer, Religionsgeschichte nur an den theologischen Fakultäten etc. etc. Politische Geschichte läßt sich mit Recht bei den Nominalfächern vermuten, obwohl sie nominell auch nicht existiert. Wir brauchen also nicht zu meinen, daß mit den an österreichischen Instituten vertretenen Fächern alle in der Forschung diskutierten Bereiche präsent seien. Diese können nur über individuelle bzw. gesellschaftlich formulierte Interessen Eingang in eine größere Diskussion finden.

Wolfgang Zorn hat in einer Randbemerkung über die Vierteljahresschrift für Wirtschafts und Sozialgeschichte festgehalten: „sie versucht nicht“, meinte er, wie Karl Lamprecht – beeinflusst durch den Marxismus, kulturgeschichtlich orientiert, von der deutschen Historikerzunft stark angegriffen – „von der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte her die ‚zünftige‘ Geschichtswissenschaft zu revolutionieren und blieb daher im Rahmen ihres ‚Teilaspekts‘ respektiert“⁶. Ein ähnliches Problem finden wir bei der Frauengeschichte: wobei noch keineswegs geklärt ist, ob es theoretisch möglich und auch praktisch-politisch wünschenswert ist, daß sich die Frauengeschichte auf einen Teilaspekt bescheidet. Diese Frage hat Herta Nagl in ihrem Beitrag diskutiert. „Geschlecht als grundlegende Kategorie“ ist eine Kategorie, die die gesamte Geschichtswissenschaft betrifft.

Wie sieht der effizienteste Weg aus, neue Aspekte in andere Fachbereiche einzubringen: Produktion und/oder Institution. Die Institutionalisierung der Spezialisierung kann zwar als eine bestimmte Logik in einer wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung bezeichnet werden, sie ist jedoch nicht der einzige gangbare Weg.

In gewisser Hinsicht ist das Konzept einer „histoire totale“, das vorzüglich von der „Annales“-schule ausgearbeitet wurde, auch an den Universitäten Frankreichs noch nachvollziehbar. So gibt es hier nur einen „agrégé d'histoire“ und keine Habilitationen für die einzelnen Spezialgebiete. Es mag sicherlich äußerst schwierig sein, die Frage wissenschaftlicher Qualität, womit auch jene der Erneuerung, bzw. Veränderungsfähigkeit verbunden ist, mit diesem unterschiedlichen

Wissenschaftssystem in Zusammenhang zu bringen. Ich glaube auch gar nicht, daß diese Frage zu beantworten ist. Auch deshalb nicht, weil mit ihr im Zusammenhang stehend, eine Reihe anderer Fragen zu beantworten wäre: Ist der von Dopsch erwähnte Druck der traditionellen Forschung auf die innovative in einem System geringer, das durch die Nichtdurchführung von Institutionalisierung nur Spezialisten kennt, Spezialisten wider Willen vielleicht? Oder bedeutet die intensive außeruniversitäre Forschungsförderung in Frankreich – an der Hochschullehrer stark partizipieren – eine Verlagerung der Auseinandersetzung? Auch unterscheidet sich die Beziehung eines französischen – auch italienischen – Hochschullehrers zur Öffentlichkeit stark von jener eines deutschen oder österreichischen Ordinarius. Es bleibt uns also nur übrig festzustellen, daß wir einer unterschiedlichen wissenschaftspolitischen Logik gegenüberstehen, daß Institutionalisierung nicht unbedingt der Stein des Weisen ist, die „histoire totale“ der Anschein möglicherweise von einem Ganzen, das es nicht gibt.

Eine sogenannte Institutionalisierungsdebatte beschäftigt die Frauenforschung und Frauenbewegung schon lange; in diesem Zusammenhang stellt diese jedoch ein umfassenderes Problem dar, als ich es hier anschneide. Diskutiert wird, ob überhaupt der Boden traditioneller Institutionen betreten werden soll, ob der Zwang zur Anpassung autonomen Denkens, verursacht durch diese Institutionen nicht jegliche neuen Wege korrumpiert:

„Rechtfertigt Erwerbslosigkeit den Ausverkauf autonomen Denkens, intellektueller Redlichkeit? Wie lange billigen ‚bewegte‘ Frauen die ach so billige staatliche Integration ehemals subversiv gedachter Frauenforschung? Warum nicht andere – autonomere – Wege gehen, eigene, dezentrale Forschungseinrichtungen (ver)suchen und dafür um öffentliche Gelder kämpfen? Kann es erstrebenswerte Frauenforschung ohne autonome Frauenbewegung geben?“⁷

Mit Recht glaube ich, hat Marianne Schuller die Meinung vertreten, daß auch die antiinstitutionellen Projekte „aus dem Problem der Macht nicht entlassen“ sind⁸. Sie sind weder aus dem Problem der Macht, noch jenem damit verbundenen des Geldes und der Kontrolle entlassen. Der kritische Standard der Frauenforschung, der starke Praxisbezug – „For us, feminist thought represents a transformation of consciousness, social forms, and modes of action“⁹ die Autonomie ist nicht an die „Nichtinstitution“ gebunden, sondern an Theorie und Bewußtsein.

Und darüber macht man sich nicht nur in Österreich Gedanken; ganz im Gegenteil diese Diskussion läuft in Italien und der Bundesrepublik ebenso, während in der USA, wo es ja diese Institutionalisierung schon seit über zehn Jahren gibt, die Fragen nun anders gestellt werden. Nicht zuletzt findet der Umstand Erwähnung, daß women's studies Lehrveranstaltungen hauptsächlich von Frauen besucht werden. Und es kann auch aus den Erfahrungen an der Universität Wien in den letzten 5–7 Jahren festgehalten werden, daß Frauengeschichtslehrveranstaltungen fast ausschließlich von Frauen besucht werden. Ich glaube, daß die Ursache dafür weni-

ger in dem Umstand begründet liegt, daß außeruniversitäre Veranstaltungen der Frauenforschung Männer ausschlossen als darin, daß sich Männer für Frauenforschung nicht so stark interessieren: es handelt sich ganz offenkundig eben nicht um „ihre“ Geschichte, sondern um die vielleicht bedrohliche der „Anderen“.

Frauenforschung hat sich als wissenschaftliche Disziplin voll durchgesetzt; das läßt sich wohl am besten daran erkennen, daß auch nicht-feministische Zeitschriften zunehmend Themen der Frauengeschichte aufgreifen, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung. (vgl. z.B. die Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1986, die sich stark für Geschlechterbeziehungen interessiert.) An den meisten Universitäten West- Mittel- und Südeuropas ist sie jedoch nicht verankert.

In einem Artikel in der Zeitschrift Memoria¹⁰ hat Anna Rossi Doria darauf hingewiesen, daß italienische Feministinnen, die an Universitäten arbeiten, sich gegen eine Institutionalisierung von Frauenforschung aussprechen würden. Die „Wende“ nach Rechts könnte auch ihren Niederschlag in der Frauenforschung finden; eine Ghettobildung könnte die Folge der Institutionalisierung sein und der Unterschied zwischen den Geschlechtern würde zu stark betont werden.

Hierbei findet ein Moment keine Berücksichtigung, das ich für sehr wichtig halte: ein Frauenforschungslehrstuhl könnte in der Praxis wohl kaum mit einem Mann besetzt werden. Damit wäre erstmals ein Lehrstuhl an ein Geschlecht gebunden; dem widerspricht auch nicht die Tatsache, daß die Universität durch Jahrhunderte ein rein männerbündisches System mit Frauenausschluß gewesen ist, denn es handelt sich hier um keinen Gegenzug. Ein Lehrstuhl gewohnheitsrechtlich von einer Frau besetzt, könnte bedeuten, daß sich Frauen in dieser Nische aufzuhalten hätten, daß aber alle übrigen Bereiche, im konkreten Falle, Allgemeine Geschichte wären. Frau(engeschichte) stünde dem(r) Allgemeinen(Geschichte) gegenüber. Das der Frauengeschichte entsprechende wäre dann nicht Männergeschichte, sondern Allgemeine Geschichte. Hiermit wäre die Ghettosituation vervollständigt, die sich schon daraus ergibt, daß sich die Frauen in einen Teilbereich der Geschichte zurückzögen. Geschlecht, Lehre und Forschung gingen eine Symbiose ein, deren Eindeutigkeit ihre Harmlosigkeit und ihre Randexistenz bedeutet. Es ist zwar wohl ein kritisches und innovatorisches Potential vorhanden, aber es ist die Frage, ob ein universitärer, bzw. gesellschaftlicher Rückhalt vorhanden ist. Ohne ihn ist eine Orchideenexistenz genau dort vorauszusehen, wo größte gesellschaftliche Erwartungen vorhanden sind.

Andererseits ist die gesellschaftliche Entwicklung in den letzten 200 Jahren so verlaufen, daß das „Andere“ das Frauen darstellen auch institutionellen Niederschlag gefunden hat. Durch eigene Frauenzeitschriften verdichtete sich die spezifische Frauensprache, in der Folge haben die politischen Parteien eigene Frauenreferate eingerichtet, die Sozialgesetzgebung erfaßt zuerst Kinder, Frauen und Jugendliche, durch die erste und zweite Frauenbewegung bekamen Kultur und Politik einen institutionalisierten weiblichen Charakter. Es

gibt Frauenarchive, Frauenbuchhandlungen, Frauencafés etc. Auf wissenschaftlichem Gebiet haben sich mittlerweile in mehreren Ländern der Frauenforschung gewidmete Zeitschriften etabliert. An den Universitäten und in außeruniversitären Institutionen (IWK, oder auch sehr rege der Bereich der Erwachsenenbildung, wie die Volkshochschulen) wird auch in Österreich Frauengeschichte de facto bereits gelehrt und erforscht. An zwei historischen Instituten Österreichs wurden Arbeitsgruppen für Frauengeschichte errichtet. Nebstbei eine Möglichkeit, die in allen Fächern ergriffen werden könnten. D.h. die Institutionalisierung des „Anderen“ sprich der Frau in eigenen, von dem „allgemeinen“ abweichenden Institutionen ist schon längst ein Faktum, das nur auf Hochschulboden noch nicht seinen institutionellen Niederschlag gefunden hat.

Somit gehen unsere Vorbehalte gegen eine Institutionalisierung von Frauenforschung vielleicht an der Realität vorbei, i.e. der Realität, daß die erwähnte Institutionalisierung des „Anderen“ der Schutz des gesellschaftlich Schwächeren ist. Vielleicht auch halten wir eine Fiktion aufrecht, daß Wissenschaft/Universität geschlechtsneutral sei; diese Vorstellung hatte vor genau 70 Jahren schon Eduard Spranger artikuliert, als er sich in einem schmalen Band mit Hochschulen für Frauen auseinandersetzte. „Denn die Wissenschaft ist, wenn sie wahr ist, allgemeingültig und mindestens intersexuell“¹¹. Eine Durchforstung der Wissenschaftsgeschichte hat ganz im Gegenteil gezeigt, wie gesättigt mit Geschlechterstereotypen die Wissenschaft beladen war und ist (vgl. etwa die Forschung Esther Fischer Hombergers für die Medizin). Frauenforschung hat bereits Wahrnehmungen verändert. Das ist nicht nur eine Frage der Qualität oder der Institutionalisierung, sondern auch eine des Buchmarktes. Letzterer ist bisweilen sicher radikaler als ein Lehrstuhl.

Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß Frauengeschichte für die soziale und individuelle Identitätsfindung von Frauen immer eine besondere Bedeutung hatte. (Rossi Doria stellt auf Grund von Lehrerfahrungen an Universitäten und einem außeruniversitären Zentrum, dem Zentrum Virginia Woolf fest, daß Frauengeschichte für Studentinnen eine Stärkung des emanzipatorischen Geistes, für Arbeiterinnen des Stolzes auf die Tradition des Kampfes und für die Mittelklassefrauen jene des Gefühls Erbin und Rächerin der Frauen der Vergangenheit zu sein, bestimmend sind)¹².

Was diese Funktion der Vermittlung von Identifikation wirklich tragen kann, ist allerdings die Frage. Manchmal erscheint mir ein Konsens der Teilnehmerinnen an Frauengeschichtslehrveranstaltungen über deren Voraussetzungen und Ziele sehr schnell hergestellt. Die Selbstverständlichkeit verunsichert umso mehr, als am Horizont die Neue Weiblichkeit sich zeigt und auch die Historie um die Resistenz von verinnerlichten Rollenvorstellungen weiß. Das bedeutet nicht Resignation, aber es schärft das Bewußtsein vom Begriff der Praxis. Diese ist jedenfalls mehr als die Vermittlung von Botschaften; nämlich auch eine Sprach-

regelung. Dazu kommt, daß Wissenschaft (und Lehre) auch ein Mikrokosmos ist, der großen Erwartungen gar nicht gerecht werden kann.

Und obwohl alle Weichen dafür gestellt sind, daß auch in der universitären Wissenschaft die Frau ein eigenes Plätzchen erhält, als Objekt und als Subjekt der Forschung, wäre zu erwägen, aufzuzeigen, daß das Problem der Ungleichheit ein weites Feld ist. Eine feministische Geschichtswissenschaft sollte fähig sein, dieses weite Feld abzudecken; die Geschichte des Mannes sollte darin ebenso Platz haben wie jene der Frau; damit wäre Frauen zwar der Ort einer unmittelbaren Identitätsfindung genommen, jedoch jene einer weiteren gegeben.

Ambivalenz kennzeichnet das, was sich mir bei der Beschäftigung mit dem hier gestellten Thema aufdrängte; daher kann ich auch keine Lösung anbieten. Ich hoffe aber, daß in einer weiterführenden Diskussion diese gefunden werden kann.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu Vernunft als Institution? Geschichte und Zukunft der Universität, ed. Projektgruppe Kritische Universitätsgeschichte, Wien 1986.
- 2 Alfred Hoffmann, Alfons Dopsch und die Wiener Schule der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, in: Ders. Staat und Wirtschaft im Wandel der Zeit, Wien 1979, 58 Günter Fellner, Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 15) Wien 1985. 1907 wurde das Seminar für Osteuropäische Geschichte gegründet. Vgl. dazu Walter Leitsch, Manfred Stoy, Das Seminar für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien 1907–1948 (= Wiener Archiv für die Geschichte des Slawentums und Osteuropas 9) Wien 1983.
- 3 Herbert Hassinger, die Wirtschaftsgeschichte an Österreichs Hochschulen bis zum Ende des 1. Weltkriegs, in: Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, Stuttgart 1966, 407 ff.
- 4 Mit der Emeritierung von Dopsch 1936 wurde das Institut eine Unterabteilung des Historischen Seminars unter der Leitung von Otto Brunner. 1946 wurde es zwar wiedererrichtet, erhielt aber erst 1961 einen Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Hoffmann, 12.
- 4a Alfons Dopsch, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellung, ed. Sigfried Steinberg, Leipzig 1925, 86.
- 5 Alfred Hoffmann, vgl. Anm. 2.
- 6 Wolfgang Zorn „Volkswirtschaft und Kulturgeschichte“ und „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, in: Vierteljahrsschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 72 (1985) 473.
- 7 Barbara Determann, Harriet Hoffmann, Ursula Nienhaus, Institutionalisierung von Frauenforschung – am Beispiel des CDU Instituts in Hannover, in: Wollen wir noch immer alles sein? Frauenpolitik zwischen Traum und Trauma. Dokumentation der 7. Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1984, 296.
- 8 Marianne Schuller, Widerstand oder Anpassung im Widerstand. Zum Funktionieren von Frauen in wissenschaftlichen Institutionen. Eine Skizze, in: Wollen wir immer noch alles sein. Frauenpolitik 318.
- 9 Feminist Studies 1
- 10 Memoria 9 (1983) 25 f.
- 11 Eduard Spranger, Die Idee einer Hochschule für Frauen und die Frauenbewegung, Leipzig 1916, 59.
- 12 Vgl. Anm. 10

Herta Nagl-Docekal

DIE GEFAHR EINER HALBIERTEN INSTITUTIONALISIERUNG HISTORISCHER FRAUENFORSCHUNG

Die Zielsetzung der historischen Frauenforschung wurde von Joan Kelly-Gadol in eine Formel gebracht, welche m.E. auch heute, zehn Jahre nach ihrer Publikation in „Signs“, noch gültig ist: „To restore history to women“ und „to restore women to history“ sind die zwei Teile dieser Formel¹. Nimmt man ernst, daß in diesen beiden komplementär konstruierten Sätzen zwei verschiedene Intentionen angesprochen sind, und daß keine von ihnen allein die Aufgabenstellung der historischen Frauenforschung voll repräsentiert, so ergeben sich daraus auch Konsequenzen für die Frage der Institutionalisierung der historischen Frauenforschung.

1. Die Zielsetzung, den Frauen ihre Geschichte zu geben, führt hinsichtlich der Forschung in das Programm, die Frauen in der Geschichte sichtbar zu machen, und hinsichtlich der Lehre in die Forderung nach besonderen Lehrveranstaltungen zu frauengeschichtlichen Themen. Daß eine Institutionalisierung von solchen Forschungs- und Lehrvorhaben legitim und notwendig ist, erfordert in der theoretischen Debatte – aber leider nur in dieser – keine Erörterung mehr. Der erste der beiden zitierten Sätze Kelly-Gadols bedarf allerdings einer Erweiterung insofern, als die Geschichte der Frauen nicht nur den Frauen gegeben werden sollte, weil auch Männer darüber aufgeklärt werden müssen.

Das eigentliche Problem liegt aber darin, daß im Zuge der Bemühungen um diesbezügliche Institutionalisierungen, und weil diese nach wie vor mit den bekannten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, leicht übersehen wird, daß der historischen Frauenforschung auch noch eine andere Aufgabenstellung zukommt.

An dieser Stelle liegt es nahe, an den von Gisela Bock im Herbst 1983 in Wien gehaltenen Vortrag zum Thema „Der Platz der Frauen in der Geschichte“² anzuknüpfen. Bock führte überzeugend aus, daß es nicht genügt, die Frauen in der Geschichte gesondert sichtbar zu machen, d.h. in Form einer Ergänzung zu einer im übrigen unveränderten allgemeinen Geschichte. Sie resümierte in diesem Zusammenhang die vor allem in den USA debattierten kritischen Einwände gegen eine historische Frauenforschung, welche bloß additiven oder kompensatorischen Charakter hat, oder welche die Frauen nur als Opfer zur Darstellung bringt. Ausgehend von dieser Kritik gelangt sie im wesentlichen zu zwei Forderungen. Die eine geht dahin, in der historischen Forschung auch die Männer als solche zu thematisieren und schließlich das Verhältnis von Männern und Frauen in Form einer Beziehungsgeschichte. Bock wählt dafür den Terminus Geschlechtergeschichte. Die zweite Forderung basiert auf der Überlegung, daß auch eine solche Geschlechtergeschichte, sofern sie lediglich als ein neuer Teilbereich oder eine Mehrzahl neuer Teilbereiche neben die allgemeine Geschichte gestellt wird, noch nicht ausreicht. Bock entwirft von hier aus

das umfassendere Programm, „Geschlecht als grundlegende Kategorie“ nicht nur der Sozialgeschichte, sondern der gesamten historischen Forschung zu etablieren.

2. Die andere der beiden Formulierungen Kelly-Gadols, „to restore women to history“, bzw. der Anspruch, der darin erhoben wird, kann m.E. nur dann voll eingelöst werden, wenn auch diese zweite Forderung Bocks realisiert wird. Daraus ergeben sich nun in der Frage der Institutionalisierung weitreichende Konsequenzen. Es liegt ja auf der Hand, daß die Einrichtungen spezieller Forschungsprogramme und Lehrveranstaltungen zu frauen- oder geschlechtergeschichtlichen Themen nicht genügt, um sicherzustellen, daß Geschlecht als grundlegende Kategorie der Geschichtsforschung überhaupt etabliert wird.

Auch hinsichtlich dieser Problemstellung gab es in den USA bereits eine eingehende Debatte sowie diverse praktische Versuche, nachzulesen etwa in dem Artikel „Women's-Studies in den USA“ von Hanna-Beate Schöpp-Schilling³. Als eine konkrete Anregung wäre z.B. das Konzept der faculty-development-Seminare aufzugreifen, über die Schöpp-Schilling schreibt: „Unterstützt von Universitätsgeldern bzw. von Geldern staatlicher und privater Stiftungen laufen zurzeit in 42 Colleges, Universitäten und wissenschaftlichen Berufsverbänden Programme, in denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich in das neue Wissen der Frauenforschung einarbeiten können, um anschließend ihre bisherigen Lehrveranstaltungen entsprechend zu verändern.“⁴ Freilich sind auch die Bedenken, die von seiten der Frauenbewegung gegen solche Programme geäußert wurden, ernst zu nehmen, welche auf die Befürchtung hinauslaufen, daß dabei der erreichten Komplexität der Frauenforschung nicht Genüge getan werden kann, sodaß das Ergebnis eher in einer „add women and stir“-Methode liegen wird. Dennoch dürfte daraus kein grundsätzlicher Einwand abzuleiten sein, sondern nur ein Appell gegen Simplifizierungen. Ohne immer wieder und überall ansetzende Aufklärungsarbeit ist ein neuer Zugang zur Geschichte wohl nicht zu etablieren.

Die wichtigste Forderung aber, die in diesem Zusammenhang erhoben werden muß, ist m.E. die nach einer Veränderung des Curriculums. Eine Konfrontation aller Studierenden des Faches Geschichte mit dem Problem der Diskriminierung von Frauen in der herkömmlichen Geschichtsschreibung ist unerlässlich, und zwar zum einen im Hinblick auf die Lehramtskandidaten, da nur über sie längerfristig zu erwirken ist, daß diese Diskriminierung in Schulunterricht und Schulbüchern beendet wird; zum anderen im Hinblick darauf, daß die Einführung eines neuen Analyse Kriteriums in die Forschung auf einer möglichst breiten Basis erfolgen sollte.

Daß die Aufnahme der historischen Frauenforschung in das Curriculum unerlässlich ist, zeigt sich aber auch an folgender Entwicklung: Wo sich die Forderungen der Frauen auf die Einrichtung spezifischer frauengeschichtlicher Forschungs- und Lehrprogramme und zwar für einen vorwiegend weiblichen Adressatenkreis beschränken, haben sich die Erfolgchancen in der letzten Zeit im allgemeinen verbessert, aber um einen

hohen Preis. Wenn die Frauengeschichte als ein neuer Teilbereich von und für Frauen akzeptiert wird, so hat dies häufig eine Kehrseite, und diese liegt nicht nur darin, daß die allgemeine Geschichte weiterhin untangiert bleibt; es zeichnet sich darüber hinaus auch die Tendenz ab, daß die Frauen in Forschung und Lehre noch konsequenter als bisher aus der allgemeinen Geschichte verdrängt werden, indem man sie nun auf das ihnen eingeräumte Spezialgebiet verweisen kann.

Die Gefahr, auf die ich mit meinen Ausführungen hinweisen wollte, liegt also darin: Wenn die Forderungen hinsichtlich einer Institutionalisierung historischer Frauenforschung auf das unter Punkt 1. genannte Programm beschränkt und damit halbiert werden, dann führt dies in eine Ghettobildung und die Diskriminierung, die gerade vermieden werden soll, wird perpetuiert.

Anmerkungen

- 1 The Social Relation of Sexes: Methodological Implications of Women's History, in: *Signs* 1/4, 1976, S. 809.
- 2 In: Herta Nagl-Docekal/Franz Wimmer (Hrsg.): *Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft*, Wien 1984, S. 108.
- 3 In: Claudia Opitz (Hrsg.): *Weiblichkeit oder Feminismus?*, Weingarten 1984, S. 23.
- 4 Ebd. S. 31 f.

Sigrun A.E. Bohle

NOTIZEN ZUR DISKUSSION UM WOMEN'S STUDIES IN DEN USA

Nicht allzu lange ist es her, daß hierzulande die Studentinnen und Wissenschaftlerinnen das Beispiel der expandierenden Women's Studies zitierten, um damit die Legitimität der eigenen Etablierungswünsche und das Nachhinken des Wissenschafts- und Lehr-/Lernbetriebes in Österreich zu untermauern. Die Existenz von Unterrichts- und Forschungsprogrammen im Bereich Frauenstudien – feministische Forschung schien wichtiger als eine genauere Information oder eine eingehende Auseinandersetzung mit den Inhalten und Konzepten der Women's-Studies-Aktivitäten. Beeindruckt von der großen Zahl der angebotenen Veranstaltungen, entwickelten Programme und involvierten Colleges und Universitäten waren die einen. Andere wiederum hielten sich in skeptischer Distanz und beließen es bei ihrer sicher z.T. zutreffenden ersten Einschätzung der US-Women's-Studies als additiv-kompensatorischem Forschungsbereich bewenden. Bislang kam es jedoch kaum dazu, die tatsächlichen Women's Studies Erfahrungen dahingehend auszuwerten, daß sie für die Institutionalisierungsdiskussion bei uns nutzbar gemacht werden könnten.

Auch ich unternehme hier abermals nur einen Schritt in diese Richtung, da ich selbst weder das amerikanische Bildungssystem aus eigener Anschauung kenne noch Zugang zu aktuellen Erfolgs- bzw. Mißer-

folgsberichten über Women's Studies hatte. Jedoch widme ich mich hier der neuerlichen Betrachtung von Frauenforschungskonzepten zu einer Zeit, in der nach kurzem Aufblühen der allgemeinen Auseinandersetzung vor und um die Tagung „Institutionalisierung historischer Frauenforschung. Internationale Erfahrungen - Erwartungen in Österreich“ Wünsche wie Ängste bezüglich einer Verankerung feministischer Forschung von bedenklichem Schweigen umhüllt sind. Ich bin jedoch überzeugt, daß es gegenwärtig und zukünftig von der Intensität unserer eigenen Vorstellungen und Forderungen abhängen wird, ob wir nach ihrer Realisierung streben und deshalb den Blick von der wenig ermutigenden Politik im Bereich der Sozial-/Human-/Gesellschaftswissenschaften auf neue Herausforderungen lenken. Daraus entsteht erst wieder ein lebendiges Interesse an den Entwicklungen und Diskussionen in anderen Ländern. Vorausgesetzt unsere Wünsche bleiben nicht bereits in der vermeintlichen oder tatsächlichen Unvorstellbarkeit stecken, könnte die rund um Women's Studies geführte Debatte durchaus einige Denkanstöße vermitteln.

Ein bedeutendes Merkmal der zu Beginn der 70er Jahre mit Women's Liberation Movement entstehenden Women's Studies war ein Bildungskonzept mit Frauenerfahrungen und -bedürfnissen im Mittelpunkt. Women's Studies wurde als Strategie zur Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung der Frau entwickelt. Die Diskriminierung von Frauen im Bildungssektor durch Institutionen, Inhalte und Methoden versuchten enthusiastische Studentinnen und Universitätslehrerinnen abzubauen. Bis in die 80er Jahre hatte sich das Angebot an Veranstaltungen und Kursen ver Hundertfacht. Sie reichten von kompensatorischen Vorlesungen über „consciousness raising groups“ bis zur Dissertantinnenseminaren. Die Entwicklung gestaltete sich insgesamt – organisatorisch wie konzeptionell uneinheitlich, die einen strebten nach akademischer Anerkennung und Abschlüssen, die anderen nach Selbsterfahrung. Es wurde heftig diskutiert wer das Studienprogramm erstellen sollte – Lehrende, Studierende, die Verwaltung – ob antiautoritär oder hierarchisch, in selbständigen oder multidisziplinären Programmen, im Rahmen von eigenständigen Lehrstühlen oder innerhalb von Kursen der existierenden Disziplinen unterrichtet werden sollte. Die einzelnen Women's Studies Lehrgänge offerierten sehr unterschiedliche Aufstiegsmöglichkeiten, vom Grundkurs bis zu akademischen Abschlüssen. Auch die finanzielle Absicherung der Programme ist außerordentlich divergent, sowohl nachfrageabhängige Studiengebühren als auch öffentliche und private Stiftungen ermöglichen die Forschung und Lehre.

Bei Betrachtung der sprunghaften Aufwärtsentwicklung der Women's Studies in den 70er Jahren sind nicht nur die Größe des Landes sondern einige bildungspolitische Faktoren im Auge zu behalten, damit die Einschätzung nicht allzu euphorisch ausfällt. Die Frauenbewegung konnte die Erfahrungen der Bürgerrechtsbewegung, der Anti-Vietnam- und der Studentenbewegung aufgreifen. Außerdem führte die Zusammenarbeit von Frauenbefreiungs- und Frauenrechtsbewegung zur

Antidiskriminierungs-Gesetzgebung mit großer Öffentlichkeitswirkung. Initiative Gruppen verschiedener Ethnien, Religionen und Rassen begannen Einfluß auf Inhalte und Strukturen der Institutionen zu nehmen oder eigene zu begründen. In diesem experimentierfreudigen Klima gediehen beispielsweise auch die Black Studies. Die wachsenden Studentinnenzahlen trugen das ihre zur Entwicklung der Women's Studies insbesondere in den allgemeinen „undergraduate-courses“ bei. US-amerikanischer Pragmatismus verhinderte wohl auch, daß gleich zu Beginn scharfe Grenzen zwischen die inspirierten Women's Studies practitioners unterschiedlicher Richtung traten.

Sicherlich wurde die Zielvorstellung, Bildungsinhalte ständig zu verändern und zu erweitern im Rahmen der Programme immer wieder eingelöst, doch außerhalb der Lehrgänge bleibt vieles völlig unberührt. Zwar haben Frauen auch früher verschlossene naturwissenschaftliche Bereiche erreicht, doch die einfallsreichsten Feministinnen konnten die Struktur der Universitäten nur marginal verändern. In den letzten Jahren liefen außerdem mehrere Stiftungsprogramme aus und wurden staatliche Gelder massiv gekürzt. Women's Studies Institutionen sehen sich genötigt, um Studentinnen zu werben und sich nach deren Vorstellungen zu richten. Dies bewirkt nicht immer Nähe zur autonomen Frauenbewegung. Meist blieben Women's Studies Absolventinnen bei einer „klassischen“ Frauenberufswahl und sind nur selten vorbereitet, in männerdominierte Berufe vorzudringen.

Zu Beginn der achtziger Jahre hat eine breite Diskussion zu Organisationsformen und Methoden der Women's Studies stattgefunden, die ähnlich wie in Europa zwischen Integration und Autonomie verlief und gleichfalls von Kompromißvorschlägen begleitet wurde. Die Argumentation, die in einigen Punkten – insbesondere in der Sicht der „Interdisziplinarität“ – von der Diskussion, wie ich sie hier in Wien kennengelernt habe, abweicht, soll kurz skizziert werden.

Ist Women's Studies eine eigene Disziplin und damit der Ort, wo die radikale, frauen-zentrierte Forschung und Lehre sich entwickelt? Oder ist feministische Forschung jeweils Bestandteil einer bestimmten Disziplin? Die Vertreterinnen des ersten Zugangs halten nur eigenständige Arbeit feministischer Wissenschaftlerinnen für innovativ, während die integrativ argumentierenden für eine Ermutigung der existierenden Hierarchie, deren Gewinnung für die Einbeziehung von Frauen und „Frauen“themen in die Fachbereiche eintreten. Sehr pointiert wurden diese zwei Wege mit „energy to change them or to develop us“ umschrieben. Das Gewicht liegt bei der ersten, integrativen Strategie auf Gremienpolitik und Studienplanreform, im zweiten Fall bei Forschung und Lehre. Unsere Präferenzen mögen so gesehen recht eindeutig beim Selbstentwickeln und nicht bei der Entwicklungshilfe liegen. Zwischen inner- und außeruniversitär werden, soweit ich die Diskussion rezipieren konnte, keine so ausgeprägten Divergenzen/Konkurrenzen/Konflikte gesehen wie sie für die bundesdeutsche aber auch österreichische kennzeichnend sind. „Autonom“ ist für die amerikanische Institutionalisierungsdiskurse durchaus „institu-

tionell“, als Disziplin unabhängig, jedoch innerhalb der Universität vorstellbar.

In diesem Zusammenhang taucht die Zurückweisung der Angst vor einer Ghettosituation von Women's Studies mehrfach auf. Einige Women's Studies Vertreterinnen gehen vom Status der Frauenbewegung als Minderheits-Kultur aus und sehen sich – genauso wenig wie Afro-Amerikaner und Black Studies – als Enklave für Spezialinteressen. (Dies ist eine bemerkenswert gegensätzliche Perspektive zur Legitimation von Frauenforschung als Interessensvertretung der Hälfte der Menschheit. Als Minderheits-Kultur erhalten Frauenbewegung und Women's Studies damit eine qualitative und nicht quantitative Bedeutung.) Women's Studies ist vielmehr ein Versuch, sich von der unterdrückenden Kultur abzugrenzen und deren Ausblendung verschiedener Erfahrungen und Interessen sehr verschiedener Gruppen eben gerade nicht nachzuvollziehen. Women's Studies Vertreterinnen attackieren Versuche, sie in ein Ghetto für spezielle Interessen und Aufgaben abzuschieben als frauenfeindliche Haltung, die alles „Nichtmännliche“ zum „Anderen“ deklariert.

Sogenannte integrative Projekte, die Women's Studies in ein existierendes Fach einbauen, sind laut Erfahrungen der Amerikanerinnen völlig vom persönlichen Einsatz der Projektleiterinnen und ihrer Mitarbeiterinnen abhängig. Deshalb wird vorgeschlagen, diese Projekte nur als Zusatz und keinesfalls als Ersatz für Women's Studies Kurse einzusetzen. Ein weiterer Kritikpunkt an den integrativen Women's Studies ist uns sehr vertraut als Argument gegen jede Institutionalisierung im universitären Bereich. Bei finanziellen Restriktionen bleiben die Autonomen auf der Strecke und bei allen guten Intentionen der Integrativen mögen dann Frauen doch wieder unsichtbar werden – in Struktur und Inhalt der traditionellen Fächer begraben. Deshalb plädieren einige Feministinnen nicht nur für frauenzentriertes Denken, sondern auch für frauenzentrierte Ausbildung (die bei uns noch immer Männerausschluß heißt). Da materielle und soziale Bedingungen also erfahrungsgemäß Entscheidungen prägen, sollen eigener Raum und Zeit die Dynamik der Women's Studies in lebendigem Austausch zwischen der Frauenbewegung und den Women's Studies practitioners aufrecht erhalten.

Was aus der Sicht der dieser autonomen „practicioners“ für eine eigenständige Disziplin „Women's Studies“ spricht, soll abschließend angedeutet werden.

Ein recht ungewohnter Ansatzpunkt des Plädoyers für (inneruniversitär) autonom institutionalisierte Women's Studies ist die Infragestellung der Interdisziplinarität als grundlegendem Konzept. Die Motivation einer klaren begrifflichen Trennung wird gleich offensichtlich werden:

„crossdisciplinary“ ist die Handhabung einer Disziplin aus der Perspektive einer anderen, z.B. Medizingeschichte

„multidisciplinary“ ist die Art und Weise, wie verschiedene Fächer ein einzelnes Problem sehen

„interdisciplinary“ ist die Integration von fachspezifischen Perspektiven (praktisch nur im Team möglich)

„transdisciplinary“ ist jenseits der Fachgrenzen – wo die Women's Studies hingelangen wollen.

Interdisziplinarität war nur vorübergehend attraktiv, da das Verlassen der traditionellen Disziplin zunächst mehr Spielraum bot, aber auch eingeschränkte und nicht genügend Autonomie gegenüber fachspezifischen Fragestellungen und Methoden garantierte. Die Arbeit zwischen den Fächern, ein einleuchtendes Argument, sei dann hauptsächlich auf die Veränderung der Modelle der Disziplin beschränkt und verhindere die Entstehung von umfassenden Modellen für Women's Studies. So werden die traditionellen fachspezifischen Ausbildungen zur Spezialisierung zum eigentlichen Arbeitsfeld. Für die zitierten Feministinnen stellt sich keine Alternative mehr, nach dem Motto „Wenn wir nicht Women's Studies auswerten, dann tun's andere nach ihren eigenen Maßstäben“.

Einige idealtypische Grundüberlegungen der „autonomen“ Women's Studies sollten wir vielleicht im Gedächtnis behalten, wenn wir über feministische Forschung und Lehre in Österreich reden:

- Women's Studies ist keine Summe von Fächern
- Women's Studies sind in der Frauenbewegung entstanden und wollen das Prinzip „Wissen zugunsten der Frauen“ fördern
- Women's Studies als Disziplin bedeutet mehr Aufmerksamkeit für Inhalt als Form und bessere Kommunikationsmöglichkeiten zwischen den Kolleginnen (weniger Aufmerksamkeit für Kollegen in traditionellen Disziplinen)
- Women's Studies birgt die Chance der Zusammenarbeit unterschiedlicher feministischer Richtungen ebenso wie die Gefahr eines oberflächlichen Pluralismus
- Women's Studies stellt sich in den Dienst der Entdeckung einer allgemein verständlichen Sprache, abseits des Fachjargons und will in der Zuwendung zu Frauen eine zugleich anspruchsvolle und einfache Sprache entwickeln
- Women's Studies als autonome Disziplin ist kein Ghetto und überzeugt die traditionellen Disziplinen bereits durch die Schaffung einer Parallelstruktur in hohem Maße
- Women's Studies existiert in vielen Mischformen und entsteht nicht durch Curricula-Verordnungen über Nacht.

Zum Weiterlesen:

Renate Duelli-Klein, Maresi Nerad, Sigrid Metz-Glöckl (Hrsg.): Feministische Wissenschaft und Frauenstudium. Ein Reader mit Originaltexten zu Women's Studies. Hamburg 1982. (Blickpunkt Hochschuldidaktik 71.)

Gloria Bowles and Renate Duelli Klein: Theories of Women's Studies. London 1983.

Meine Ausführungen beziehen sich besonders auf:

Hanna Beate Schöpp-Schilling: Women's Studies in den USA. 1984

Gloria Bowles: Is Women's Studies an academic discipline?
Sandra Coyner: Women's Studies as an academic discipline: why and how to do it. in: Theories of Women's Studies. 1983.

Marie-Claire Hoock-Demarle

Université de la Sorbonne Nouvelle / Paris

INSTITUTIONALISIERUNG HISTORISCHER FRAUENFORSCHUNG. DAS FRANZÖSISCHE MODELL, ANSÄTZE, VERWIRKLICHUNGEN, PROBLEME

Die Frauenforschung hat sich, auch in Frankreich, erst seit einem Jahrzehnt entwickelt. Dabei hat allerdings die besondere Situation Frankreichs innerhalb der letzten fünf vergangenen Jahre eine große Rolle gespielt. Die Frauenforschung wurde etwas besser behandelt als zuvor.

Ein Beispiel für diese Situation (bis zum Jahr 1986) ist die Einrichtung eines Ministeriums für die Rechte der Frau („*Ministère des droits de la femme*“) unter der Leitung von Yvette Roudy, das ohne alle Probleme zu lösen immerhin einige in den Vordergrund gestellt und ins öffentliche Bewußtsein gerückt hat.

Eine andere Besonderheit der französischen Situation mag mit der spezifischen Stellung des Lehrkörpers zusammenhängen: alle Lehrenden (Assistenten werden zur Zeit nicht mehr rekrutiert) sind beamtet, haben also feste Stellen auf Lebenszeit und gehen (Mann wie Frau) den gleichen Weg von den Wettbewerben für die „*Grandes Ecoles*“ bis zu den Lehrbefähigungsprüfungen für die Gymnasien (Capes und Agrégation) und den universitären Graden (Doctorat de troisième cycle und Doctorat d'Etat). Die Probleme, die eine Einführung der historischen Frauenforschung in die französischen Lehrinstitutionen aufwirft, hängen vielmehr eng mit der Bereitwilligkeit der bereits integrierten Frauen zusammen und weniger vom Widerstand der männlichen Professoren ab. Gewiß gibt es Gebiete, die lange als *männliche Reviere* gegolten haben und es zum Teil auch heute noch sind; so das Fach Geschichte, wo die Professorinnen etwa fünf bis sechs Prozent der Professoren ausmachen. Auf solchen Gebieten lassen sich die Institutionalisierung der Frauenforschung und ihre Probleme am besten verfolgen.

Während der letzten 15 Jahre hat sich die Geschichtswissenschaft in Frankreich gründlich verändert. Die Geschichte der historischen Frauenforschung hängt eng zusammen mit der Entwicklung der „*Nouvelle Histoire*“, insbesondere der *histoire des mentalités*, *histoire de la vie quotidienne*, *histoire de la vie privée*. Diese Forschungen haben Frauen aus allen wissenschaftlichen Gebieten – denn die *Nouvelle Histoire* versucht sie alle zu integrieren – dazu geführt, mehr und mehr Fragen über die eigene Identität, die eigenen Ausdrucksweisen, die eigene Kultur zu stellen. Es kam schnell zu einer Intensivierung der Frauenforschung innerhalb der Lehrinstitutionen. Erkennbare Etappen sind: das Kolloquium von Aix-en-Provence (1974) mit dem Thema *Les femmes et les sciences humaines*, dann das Kolloquium von Paris-VIII/Vincennes: *Les femmes et la classe ouvrière* (1978), dann in Lyon: *Les femmes et la travail* (1980) und zuletzt im Saint-Maximin: *L'histoire*

des femmes est-elle possible? (1983).

Es gibt also in Frankreich eine institutionalisierte, historische Frauenforschung. Was darunter zu verstehen ist, wie sie arbeitet und welche Probleme sie aufwirft, solche Fragen lassen sich vielleicht am besten anhand von konkreten Informationen stellen und beantworten.

FORMEN DER VERANKERUNG

Man muß hier zwischen zwei Formen unterscheiden. Die erste ist vollkommen in die Universität integriert, die zweite hängt mit Institutionen zusammen, die parallel zu den Universitäten funktionieren, über eigene Fonds verfügen und sich hauptsächlich mit der Forschung, weniger mit der Lehre befassen. Das sind die *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (EHESS)* und, als zentrales Forschungsinstitut für ganz Frankreich, der *Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS)*.

Universitätsintegriert sind die *Groupes de recherche et d'études féministes (GREF)*, die in Aix-en-Provence seit 1972 (*Centre d'études féministes de l'université de Provence/CEFUP*), in Lyon (*Centre de liaison et d'études des féministes/CLEF*), an der Universität Paris-VII seit 1975 als *Groupe d'études féministes/GEF*, in Toulouse seit 1978 als *Groupe de recherche interdisciplinaire d'études féministes/GRIEF* funktionieren. Eine Reihe von Kolloquien wurde von diesen Gruppen veranstaltet, meistens unter der Leitung von Professorinnen, die innerhalb ihrer Universitäten solche Gruppen stark unterstützt haben, so Yvonne Knibiehler in Aix, Madeleine Rébérioux in Paris-VIII oder Michèle Perrot in Paris-VII.

Diese GREF geben dazu einige Zeitschriften heraus: *Questions féministes*, *BIEF*, *Pénélope*, *cahiers pour l'histoire des femmes* (Nummer 1 von Pénélope über „Les femmes et la presse“ enthält einen kurzen Überblick zur Produktion der Presse auf diesem Gebiet seit 1971).

Universitätsspezifisch ist auch die Einrichtung von vier Stellen speziell für Frauenforschung (1984), die verschiedene Fächer betreffen, so zum Beispiel Rechtswissenschaft, Geschichte, Soziologie, Demographie, Ethnologie u.a.m. Damit findet die Frauenforschung in Frankreich Platz innerhalb der klassischen Studienläufe, ohne sich in Sackgassen zu verlaufen. Allerdings stellen sich auch damit die Fragen nach den Gefahren einer Institutionalisierung erneut und besonders akut.

Neben den Universitäten bieten, wie eben erwähnt, zwei Institutionen so etwas wie „Sonderwege“ für die Frauenforschung an. Die *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (EHESS/54, Boulevard Raspail, 75006 Paris)* ist zwar den Universitäten angegliedert, hat aber keine direkte, klassische Lehrfunktion und verfügt deshalb über eine größere Autonomie.

Im Rahmen des *Centre de recherches historique der EHESS* gibt es eine informelle Gruppe für Frauenforschung, unter der Leitung von Christiane Klapisch und Arlette Farge, als Seminar ohne Abschluß, allerdings

mit der Möglichkeit der Veröffentlichungen von Aufsätzen und Reflexionen in den *Annales*, *Economies*, *sociétés*, *civilisations*. (Ein Beispiel dafür ist der Aufsatz in der Nummer 1/1986: „Culture et pouvoir des femmes, essai d'historiographie“.)

Der *Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS)* bietet seinerseits der Frauenforschung zwei Arbeitsmöglichkeiten: Eine permanente Kooperation im Rahmen des *Institut du temps présent* (Leitung: François Bédarida, 44 Avenue de l'Amiral-Mouchotte, 75014 Paris). Hier wird der Schwerpunkt besonders auf die Gegenwart und die Zeit während und zwischen den beiden Weltkriegen gelegt; die *oral history* hat sich dabei als besonders ergiebig für die Konstituierung einer *Mémoire des femmes* erwiesen.

Einige Erhebungen haben dieses Projekt beschleunigt: *Mission Godelier* hat z.B. keinen permanenten Charakter, sondern ist vielmehr der Versuch gewesen, im Jahre 1981/82 im Rahmen des CNRS eine Bilanz der Forschung im Bereich der Sozialwissenschaften zu ziehen. Eine Gruppe um Michèle Perrot wurde dabei beauftragt, den Zustand der Frauenforschung innerhalb dieser Institution zu überprüfen.

Nach dem *Colloque Chevènement sur la recherche* (Ende 1982) stieß das Thema Frauengeschichte, Frauenforschung auf ein großes Interesse. In Toulouse, zu dem vom CNRS finanzierten Kolloquium, fanden sich etwa 800 Leute zusammen; man sprach damals von einer *état de grâce des femmes*.

Ein konkretes Ergebnis war die Gründung einer *Action thématique programmée (ATP)* – so etwas wie ein Sonderforschungsbereich in der BRD) unter der Leitung von Michèle Perrot und Rolande Treppe. Die Hauptfunktion dieser ATP war die Sammlung von Informationen und die Leitung von Untersuchungen in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft. 35 Projekte wurden durch diese ATP finanziert, darunter sechs für das Fach Geschichte (Bibliographie der Frauengeschichte/Die Frauen und die Gewerkschaften/Biographisches Lexikon des Feminismus u.a.m.).

Das Problem dieser ATP liegt nicht so sehr in der Gefahr einer Institutionalisierung, da sie keine permanente Einrichtung ist, als vielmehr in der Schwierigkeit, sie auf Dauer zu finanzieren. Wie soll z.B. das Lexikon des Feminismus weiterlaufen? Angefangen im Jahre 1984, soll es 1987 erscheinen, wird jedoch nicht so lange von der ATP finanziell unterstützt.

INHALTE DER FRAUENFORSCHUNG IN FRANKREICH

Die Zahl der Arbeiten aus dem Gebiet der Frauengeschichte an den französischen Universitäten wie an anderen Forschungsstellen hat ständig zugenommen. Dabei werden solche Themen nicht nur von weiblichen Doktoranden und Studentinnen gewählt und bearbeitet.

Was die Geschichtswissenschaft an der Universität Paris-VII betrifft, so beträgt die Zahl der *Doctorats de troisième cycle*, die sich mit solchen Themen befassen, zirka zehn Arbeiten pro Jahr. Beispiele dafür: Frauen im

Gefängnis/Frauen zwischen den beiden Weltkriegen/Frauen in der Widerstandsbewegung/Frauen und Arbeit im Haus/... Manchmal weckt die Präsenz von Studierenden aus einem anderen Land Interesse für die Probleme dieses Landes, z.B. 1985/86 das Thema „Frauen und Feminismus in Griechenland“.

Die Zusammenfassung mit anderen Abteilungen innerhalb der Universität wird – und das ist in Frankreich neu! – stark betrieben, so zwischen den Fächern Geschichte und Germanistik in Paris-VII mit gemeinsamen Veranstaltungen und gemeinsamen Betreuungen von Arbeiten (Kooperation zwischen Michèle Perrot und Rita Thalmann). Gemischte Formen sind nicht ausgeschlossen, so kann die Arbeit eines Doktoranden über Arbeiterviertel zu einer eingehenden Studie der Rolle der Frau führen (siehe z.B. die Arbeit von Burdy über *Le soleil noir*, ein Arbeiterviertel in Saint-Etienne, Thèse in Lyon 1986).

Was die Lehre betrifft, so ist das Angebot sehr breit. Hier macht sich die Wirksamkeit der verschiedenen Frauengruppen (Groupes d'Etudes Féministes) am stärksten bemerkbar. In Paris-VII wird von der Gruppe um Michèle Perrot der Schwerpunkt auf die *Histoire de la vie privée* und auf die Beziehungen der Geschlechter gesetzt. Die Form bleibt die eines klassischen Seminars mit Abschlußarbeit und Schein oder Diplôme de maîtrise, Diplôme d'études approfondies (DEA) oder Doctorat de troisième cycle.

Parallel dazu, jedoch informell und ohne Scheinverpflichtung finden monatlich verschiedene „Workshops“ statt, die sich mit der Theorie der Frauenforschung befassen (Michèle Riot-Sarcey/Geneviève Fraisse).

DOKUMENTATION ÜBER DIE FRANZÖSISCHE FRAUENGESCHICHTE UND DIE FRANZÖSISCHE FRAUENFORSCHUNG

Es gibt in Frankreich seit langem ein anhaltendes Interesse bei einem breiten Publikum für die Geschichte im allgemeinen, neuerdings für die Geschichte der Frauen. Die mehr oder weniger spezialisierten Zeitschriften spielen hier eine entscheidende Rolle: *Les Annales*, *Romantisme*, *Le mouvement social*, *Le Débat*, *Révoltes logiques* oder *L'Histoire*...

Einzelne Publikationen von Tagungen haben ein breites Publikum anzusprechen versucht. Die Beiträge von Saint-Maximin wurden bereits unter dem Titel: „Une histoire des femmes est-elle possible?“ bei dem Verlag Rivages, 1984 veröffentlicht und ein internationales Kolloquium über Flora Tristan in Dijon (1984) wurde 1985 als Sammelband „Flora Tritan, un fabuleux destin“ herausgegeben.

Größere Verlagshäuser haben ihre eigenen Frauenreihen, so Hachette oder Stock („La femme au temps de...“); kleinere Verlage lancieren sich oft mit ähnlichen Reihen, wie Syros („Mémoires de femmes“). Die Medien spielen hier eine gewisse Rolle mit Sendungen über bekannte Frauen, aber auch über die Lebensweisen der Frauen in anderen Zeiten und Räumen. Eine literarische Fernsehsendung wie *Apostrophes* beschäftigt sich ab und zu mit diesen Problemen, am Rundfunk

spielt *France-Culture* eine bahnbrechende Rolle; ein Teil der Presse berichtet regelmäßig über den Stand der Arbeiten und Veröffentlichungen auf diesem Gebiet: so *Le Monde* und *Le Nouvel Observateur*. Frauenbuchläden und der Verlag *Editions des Femmes* übernehmen bewußt eine Pionierfunktion.

Paradoxerweise ist die Dokumentation im Bereich der Universitäten und Lehrinstitutionen sehr bescheiden. Das hängt zum Teil mit den besonderen Bedingungen der öffentlichen Finanzierung in Frankreich zusammen. Es gibt kein Zentrum, das auf dieser Ebene über Frauenforschung informiert und eine Dokumentation bereitstellt. Eine Ausnahme bildet die *Bibliothèque Marguerite Durand*, eigentlich die Gemeindebibliothek des V. Arrondissements in Paris. Hier wird der Versuch gemacht, alle Publikationen in diesem Bereich, auch unter der Form von Photokopien zu sammeln und zu rezensieren.

Um solchen Mängeln entgegenzuarbeiten, ist gemeinsam von Paris-VII und dem CNRS eine Informationsdatei geplant, für die es bisher jedoch an einer Finanzierung fehlt.

Da es andererseits keine private Stiftung gibt, die der Frauenforschung finanziell helfen könnte, und es keine legale Möglichkeit gibt für die öffentlichen Einrichtungen, Drittmittel anzunehmen, bleibt die Finanzierung von Dauerprojekten das wesentliche und schwierigste Problem einer kontinuierlichen, planvollen und konsequenten Frauenforschung.

VERSCHIEDENES

1. Was die Zielgruppe der Frauenforschung betrifft, so ist die Situation in Frankreich eindeutig und ziemlich problemlos. Die öffentliche Forschung wird nur mit öffentlichen Mitteln finanziert, die Folge ist, daß alle – Mann wie Frau – den gleichen Anspruch darauf haben, und dies umso mehr, da das Studieren *juristisch* allen in gleicher Weise offen steht. Die Frauenforschung ist also in Frankreich kein Wissenschaftsghetto und kein Reservat feministischer Machtansprüche, sondern wie jedes Gebiet der Wissenschaft ein freies Feld der Forschung und der Lehre und es ist absolut unproblematisch, ja sogar normal und als wissenschaftsfördernd angesehen, wenn Beiträge von Seiten der Männer hinzukommen (siehe z.B. in: „Une histoire des femmes est-elle possible?“, die Beiträge von Jacques Revel und Alain Corbin).

2. Die Beziehungen zum MLF (Mouvement de Libération des Femmes). Die Frauenforschung hat sich in den Anfängen nahezu parallel zum MLF entwickelt. Nach 1968 und bis in die Mitte der siebziger Jahre sind die Kooperation und die Koordinierung permanent gewesen. Ab 1975 muß man ein Abnehmen des Interesses für Ziele und Methoden des MLF feststellen. Das mag verschiedene Gründe haben, so z.B. die Lösung der Frage der Abtreibung, eine stärkere, wenn auch nicht immer vollständig eingelöste Gleichheit, eine eingeführte Gleichberechtigung am Arbeitsplatz und in der Lohnfrage. Hinzu kommt, daß in Frankreich die Parteien und die Gewerkschaften die Frauenfrage als willkommenes

Thema in Zeiten von Wahlkampagnen und als mögliches Stimmenreservoir für sich beansprucht haben.

Die günstigere Konjunktur zur Zeit der sozialistischen Regierung (1981–1986) hat zwar manches erleichtert, besonders durch die Unterstützung seitens der Ministerien, aber auch ein gewisses Desinteresse hervorgerufen, da die Lösung der Probleme nicht mehr auf der Straße, sondern bei der Bureaucratie lag.

FAZIT UND AUSBLICKE

Was sich nach diesem kurzen Blick auf die französische Situation feststellen läßt, ist vielleicht nicht sosehr die Gefahr der Institutionalisierung an und für sich, als vielmehr die Schwierigkeit, aus einer anerkannten Frauenforschung eine autonome Wissenschaft zu machen. Bis jetzt hat sie von den benachbarten Wissenschaften mehr oder weniger gelebt. Jetzt, wo sie ihre Stellen an den Universitäten, ihren Platz innerhalb der Lehrinstitutionen hat, muß sie ganz gezielt sich gegenüber zweier Gefahren behaupten:

Die eine Gefahr ist der Mangel an Basisinformationen: die Dokumentation in der Frauengeschichte ist oft zerstreut, schwer zugänglich und ephemere. Wo und wie sollen diese Dokumente – gedruckte wie ungedruckte, Bandaufnahmen oder Bilddokumentationen – aufbewahrt werden? Woher sollen dafür nötige Gelder und die notwendigen Stellen kommen? Wie soll man damit umgehen?

Darüber hinaus soll die herkömmliche Historiographie, wie sie im 19., aber auch im 20. Jahrhundert betrieben wurde, untersucht und zum Gegenstand der Frauenforschung gemacht werden.

Indem sie die Fächer, die ihr zunächst aufgeholfen haben, d.h. Geschichte, Ethnologie, Soziologie, Demographie u.a.m. zu ihren eigenen Forschungsobjekten macht, gewinnt die Frauenforschung an Autonomie innerhalb der Institution und festigt ihre Position als gleichgestellte Wissenschaft.

Die andere Gefährdung einer „offiziellierten“ Frauenforschung ist ein zunehmendes Desinteresse seitens der Basis. Der Militantismus in Frankreich hat in den letzten Jahren nachgelassen zugunsten einer Forschung, die immer mehr für und von *happy few* getrieben wird. So drückt sich wenigstens eine etwas enttäuschte Minderheit aus, die sehr stark an den Rand gedrängt wurde.

Hinzu kommt, daß die jüngere Generation von Studierenden sich mehr von anderen Problemen bedrängt fühlt, wie etwa die Frage der Arbeitslosigkeit.

Die Frauenforschung als Forschungsgebiet innerhalb der Universitäten muß aber nicht notwendigerweise erstarren. Ob das so sein wird, ist eine Frage des Willens der weiblichen Lehrenden, die die Stelle dort besetzen. „Verbeamtung“ bedeutet auch eine gewisse Autonomie. Alles hängt letzten Endes mehr von den Frauen selbst als von der Institution ab; auch die Frage, ob die Frauenforschung sich zu einer allgemeinen und gemeinsamen Reflexion weiter entwickeln wird, die die anderen Wissenschaften ihrerseits dazu zwingt, sich selbst wiederum in Frage zu stellen.

Elisabeth Meyer-Renschhausen
West-Berlin

BERICHT ZUR INSTITUTIONALISIERUNG VON FRAUENFORSCHUNG IN WEST-BERLIN

In Westberlin begann eine größere Debatte um die Institutionalisierung der Frauenforschung 1978. In einer größeren Gruppe, in der vor allem zahlreiche wissenschaftliche Mitarbeiterinnen bzw. Assistentinnen (Soziologinnen, Historikerinnen, Politologinnen, Sprach- und Literaturwissenschaftlerinnen u.a.) Studentinnen aber auch Lehrerinnen und andere berufstätige Frauen mitarbeiteten, setzte man/frau sich auseinander, welche Art der institutionellen Verankerung von Frauenforschung am sinnvollsten sei. Daß irgendeine Art von Institutionalisierung von Frauenforschung auf Dauer unumgänglich sei, stand für alle Mitglieder dieser Gruppe außer Frage. Der Streit spitzte sich bald darauf zu, ob es besser sei, das anvisierte Frauenforschungsinstitut innerhalb oder außerhalb der Universität zu etablieren. Eine kleinere Fraktion der Beteiligten – zum Teil wissenschaftliche Angestellte und ähnlich an der Universität beschäftigte Frauen – sprachen sich vehement für ein Frauenforschungsinstitut an der Universität aus, das hieß in diesem Falle, an der Freien Universität Berlin, und zwar, weil sie nur einer dermaßen an bestehende Strukturen angegliederte Einrichtung überhaupt einige Chancen errechneten, alles andere für undurchführbar hielten oder zumindest doch außeruniversitären Einrichtungen wenig Agiermöglichkeiten zusprechen mochten. Die andere Fraktion wandte sich ebenso entschieden gegen die Angliederung einer Frauenforschungsstelle an die Universität, weil sie der Meinung waren, daß eine derartige Einbindung einer solchen Stelle wenig Handlungsmöglichkeiten im Sinne der Frauenbewegung übrig lassen würde. Außerdem wollten sie eine Frauenforschungsstelle gerade auch für außeruniversitäre Bildungsarbeit offen halten, so ähnlich, wie beispielsweise in den USA die „women's studies“ Kurse an den Universitäten oder Colleges selbstverständlich auch für Erwerbstätige oder Hausfrauen offen stehen, während bei uns entsprechende Bildungsangebote im wesentlichen nur im Rahmen von Volkshochschulen angeboten werden können. Diese zweite Gruppe einigte sich daher darauf, ein Frauen-, Forschungs-, Informations- und Bildungszentrum zu kreieren, zu welchem Zweck man hoffte, gewisse – wenngleich auch geringe – staatliche Gelder bekommen zu können.

Tatsächlich hatten beide Gruppen in ihren Einschätzungen von dem was zur Zeit möglich und sinnvoll war und ist, in gewisser Hinsicht recht. Die zweite, größere Gruppe konnte das geplante Frauen-, Forschungs-, Informations- und Bildungszentrum – kurz FFBIZ – tatsächlich ins Leben rufen, seit einigen Jahren existiert eine kleine Bibliothek, ein kleineres Dokumentationszentrum in Berlin-Charlottenburg in der Danckelmannstraße 15. Die Bibliothek und das Archiv – bestehend

vor allem aus einer umfangreichen Sammlung Berliner und Westdeutscher Examensarbeiten und Dissertationen zu frauenspezifischen Themen – wurde und wird insbesondere von Studentinnen und freiberuflich forschenden Frauen aus Berlin und der Bundesrepublik genutzt, und entsprach und entspricht offenbar starkem Bedarf an einer derartigen Einrichtung. Außerdem wurden Kurse im Rahmen der außerschulischen Bildung und Weiterbildung angeboten, und zwar einerseits halbjährliche Kurse mit bestimmten Themenschwerpunkten (zum Beispiel zu den neuen Medien auch in Hinblick auf ihre Auswirkungen auf weibliche Arbeitsplätze in Industrie und Verwaltung, oder auch zu literaturwissenschaftlichen Themen), die vor allem auch Frauen aus dem Stadtteil (Kiez) angeboten wurden. Die Teilnehmerinnen hatten und haben eine nicht hohe aber auch nicht völlig niedrige Teilnahmegebühr zu entrichten, die dazu dient, Miete und laufende Kosten zu bestreiten und eventuell auch eine gewisse Referentinnenentlohnung abzuwerfen. Außerdem wurde eine „offene Samstagsrunde“ eingerichtet, die einem wechselnden Teilnehmerinnenkreis aus dem Stadtteil und dem Uni-Bereich jeweils Vorträge und auch Filme zu momentan besonders aktuellen Themen aber auch kulturellen Fragestellungen anbietet. Auch hier ist ein geringes Eintrittsgeld zu bezahlen. Obwohl es im Rahmen des FFBIZ auch zu kleineren Forschungsinitiativen gekommen ist, kann man die Einrichtung als „Forschungszentrum“ bisher kaum betrachten, dazu fehlt es an Geldern und an Mitarbeiterinnen. Überhaupt hat sich gezeigt, daß diese völlig freie Institution zwar ein Angebot offerieren kann, nachdem momentan auch Bedarf besteht, daß aber auf der anderen Seite auch die Skepsis der Gegnerinnen einer derartigen Einrichtung nicht unberechtigt waren. Denn vor allem in den Anfangsjahren wurde überdimensional viel Energie und Arbeitszeit durch den rastlosen Einsatz für auch nur geringste staatliche Unterstützungsgelder absorbiert. Verschiedenen Wissenschaftlerinnen schien dieser Aufwand in gar keinem Verhältnis zu dem Erreichbaren zu stehen, und sie zogen sich aus der Initiative zurück. Andere rieben sich an gewissen starsinnig und/oder hyperdemokratischen Vorstellungen der selbstlosesten Mitarbeiterinnen und verließen die Gruppe daher ebenfalls; wozu anzumerken ist, daß es zu diesen etwas rigiden Formen innerhalb der Gruppe sicher vor allem deshalb kam, weil ohne solchen, öffentliche Mittel wahrscheinlich überhaupt nicht zu erlangen gewesen wären. So wurde die tatsächliche Einrichtung sehr viel bescheidener als das ursprünglich geplant war, obwohl sie momentan in recht stattlichen Räumen residiert und sogar mit einigen Arbeitsbeschaffungs- Maßnahme- Stellen (ABM) gesegnet arbeitet, was immerhin sehr viel mehr ist, als die Skeptizistinnen je hätten erwarten mögen.

Die Fraktion, die innerhalb der ursprünglichen Gruppe von Anfang an für eine institutionelle Anbindung an der Universität plädiert hatte, hat mit ihren Anregungen nun erstaunlicherweise auch gewisse Erfolge, obwohl diese Gruppe von Anfang an sehr klein war. Dieser Erfolg ist allerdings nicht zuletzt dem damals gerade stattfindenden Wahlkampf anzulasten,

dem es wohl zu verdanken ist, daß bereits im Verlauf des Jahres 1979 eine kleine Planungsgruppe für eine einzurichtende wissenschaftliche Zentraleinrichtung Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (West) eingesetzt wurde. 1981 wurde daran anschließend eine – zunächst vorläufige – Zentraleinrichtung (ZE) Frauenforschung mit drei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und einer Sachbearbeiterin eingerichtet. Als wissenschaftliche Dienstleistungseinrichtung war diese ZE direkt dem Präsidenten der Universität unterstellt („beim Präsidenten angegliedert“ lautet der offizielle Sprachmodus), allerdings erst Anfang 1983 mit einer „Ordnung“ versehen, so daß ebenfalls erst 1983 ein wissenschaftlicher Beirat gewählt werden konnte und somit diese ZE erst ab 1983 voll arbeitsfähig war. Dennoch wurde die Zeit ab 1981 bereits zur Erprobungsphase der ZE gerechnet, worauf man die Frauen der ZE allerdings erst im Laufe der Zeit hinwies.

Auch andere „äußere“ Bedingungen des ZE Frauenforschung waren anfangs wenig geeignet, zu ermöglichen, daß sie ihrer Aufgabe, zentrale Beratungsstelle für ein neues Forschungs- und Lehrgebiet an der Universität zu sein, voll gerecht werden konnte. So waren ihr beispielsweise Räume weit entfernt vom zentralen Unigelände zugewiesen worden (zwischenzeitlich wurde sogar überlegt, sie in Räume am äußersten Stadtrand von Berlin zu verlegen!). Die Mitarbeiterinnen wurden darüber im Unklaren gelassen auf wielange Zeit sie tatsächlich angestellt wären. Die Angliederung beim Präsidenten hatte zur Folge, daß die Einrichtung zwar in enger Kommunikation mit der Universitätsspitze stand, darüber jedoch zwangsläufig vernachlässigen mußte, das Kommunikationsnetz unter den verstreut an der Universität angestellten „Frauenstellen“ (= wissenschaftliche Mitarbeiterinnen vornehmlich im Bereich der Politologie, Soziologie, Psychologie und den Sprach- und Literaturwissenschaften) enger zu knüpfen, so daß hier die Initiative vielfach bei den einzelnen interessierten wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und/oder Beirätinnen blieb, und es abhängig von deren persönlichem Interesse und Arbeitskapazitäten blieb, inwieweit sie die ZE für die weitere Verankerung von Frauenforschung an ihren jeweiligen Instituten zu nutzen verstanden. (Es stellte sich bald heraus, daß Schreiben, die die ZE an die Fachbereiche versandte, mit der Bitte beispielsweise um statistische Erhebung bezüglich der jeweiligen Bemühungen zur Erhöhung des Frauenanteils unter den Lehrenden etc. nur sehr sporadisch entsprochen wurde.) Schließlich hing über der ganzen Einrichtung das Damoklesschwert der Erprobungsphase und des Vorläufigen. Es war beschlossen worden, daß die ZE nach 4 jähriger Erprobungsphase einen Bericht vorlegen sollte, aufgrund dessen Kuratorium und Akademischer Senat über die weitere Existenz dieser Einrichtung beschließen sollten. Als die Mitarbeiterinnen dieser Einrichtung diesen Bericht im letzten Jahr dem Akademischen Senat vorlegten, wußten sie immer noch nicht, ob die ZE Frauenforschung würde weiterbestehen können. Durch Mithilfe des Beirats und anderer engagierter Frauen und vereinzelter männlichen Wissenschaftlern konnte zwar erreicht werden, daß die Einrichtung (vorläufig) bestehen

bleibt, den Mitarbeiterinnen, deren Arbeit diese Zentraleinrichtung „Frauenforschung“ zu verdanken ist, wurde – jedoch für diese einigermaßen unerwartet – gekündigt, mit dem wenig glaubhaft klingenden Hinweis, ihre Stellen wären „Qualifikationsstellen“ und daher über die üblichen fünf Jahre hinaus nicht verlängerbar. Diese Entdeckung der „qualifizierenden“ Eigenschaften dieser ZE-Stelle ist etwas unglaublich, da man dann zumindest den üblichen Gepflogenheiten gemäß zumindest eine der drei Wissenschaftlerinnen hätte gar nicht einstellen dürfen, da sie bereits eine „Qualifikationsstelle“ im Bereich der FU hatte und weil die Besonderheit der anderen Zentraleinrichtungen und Zentralinstitute der FU ist, daß diese wissenschaftliche Angestellte beschäftigen, von denen verschiedene auf Lebenszeit angestellt sind, oder doch immerhin ihre Anstellungsverhältnisse einmal oder mehrmals verlängert bekommen. Diesen verschiedentlichen Überraschungen entspricht wohl schließlich auch, daß man den Abschlußbericht der bisherigen Crou vonseiten der Universitätsspitze sich zunächst weigerte drucken zu lassen, da man(n) der Meinung war, daß die Universität darin „verunglimpft“ würde. Bleibt schließlich noch anzumerken, daß die ZE weder „Weisungsbefugnis“ hatte, noch über einen eigenen irgendwie nennenswerten Haushalt verfügte, so daß tatsächlich der Handlungsspielraum der ZE immer außerordentlich eingeschränkt blieb.

Trotz all dieser Schwierigkeiten konnte die ZE Frauenforschung an der FU Berlin sich innerhalb der vergangenen Jahre einen nicht unerheblichen Stellenwert für die Frauenforschung in Westberlin und der Bundesrepublik erarbeiten, was sicher nicht zuletzt an der hohen Einsatzbereitschaft der vier dort beschäftigten Frauen lag, die sich nicht nur mit ihrer Tätigkeit identifizierten, sondern sich und ihre Arbeit auch als Teil der Frauenbewegung innerhalb und außerhalb der Institutionen verstanden sowie der zunehmenden Einsatzbereitschaft der im Rahmen des Beirats tätigen Wissenschaftlerinnen, die vielleicht nicht völlig unerheblich von den Widerständen seitens der Universitäts-„Regierung“ (einschließlich des zuständigen Senators) angespornt wurde.

Ähnlich wie die Fraueninitiative in der Danckelmannstraße (oder das zwischenzeitlich entstandene ähnliche „Publikumszulauf“ sich erfreuende „Lesbenarchiv“ „Spinnboden“) diente die ZE Frauenforschung zahlreichen Nachfragen aus Berlin und der BRD aber auch dem Ausland durch eine Präsenzbibliothek, deren Sammlung neben Monographien ebenfalls aus Examensarbeiten, Zeitschriftenpublikationen, sonstigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen besteht, die durch Bibliographie und Schlagwortkatalog erschlossen und ergänzt ist, sowie Zusammenarbeit und Beratung mit den/der anderen universitären Bibliotheken. In regelmäßig angebotenen Sprechstunden wurden/ werden monatlich um die 150 Besucher/innen beraten und zwar Studentinnen, viele von ihnen in der Examensphase, Wissenschaftlerinnen aus Berlin und der Bundesrepublik und Interessentinnen, die besondere Forschungsvorhaben planen oder bereits durchführen. Die Ratsuchenden wurden nicht nur inhaltlich beraten,

sondern auch hinsichtlich möglicher Finanzierungsquellen und Stipendiumsmöglichkeiten. „Naturgemäß“ waren viele der Klienten arbeitslose Akademikerinnen. Außerdem wurden Vortragsreihen und Einzelveranstaltungen mittels Beratung unterstützt, über Stellenangebote in der BRD und in Berlin informiert; wurden Fachbereichsinitiativen zur Durchsetzung des (vor allem auf dem Papier existierenden) Frauen-Forschungs-Förderungsbeschlusses der FU unterstützt und schließlich Mitarbeiterinnen bei vorliegenden diskriminierenden Arbeitsbedingungen oder „sexueller Bedrängung“ am Arbeitsplatz beraten.

Darüberhinaus konnte die ZE Frauenforschung mehrere Symposien zum Beispiel zu „Methoden der Frauenforschung“ u.ä. durchführen oder deren Durchführung zumindest ermöglichen. Schließlich konnten in Zusammenarbeit mit der Forschungskommission der FU einige der Ergebnisse dieser Symposien u.ä. durch Drucklegung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden und in Zusammenarbeit mit einem konkreten Verlag (Beltz) eine eigene Forschungsreihe beginnen usw. usf..

Wahrscheinlich aber ist diese Arbeit einer Zentraleinrichtung Frauenforschung nicht denkbar durch die an den einzelnen Instituten resp. Fachbereichen angegliederten „Frauenstellen“, also jenen Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, die zugeordnet einem bestimmten Sachgebiet innerhalb dieser Bereiche qua Stellendefinitionen sich hauptsächlich um die Fortführung der Frauenforschung (in Forschung und Lehre) bemühen konnten bzw. können und deren Stellen resp. Stellendefinition meistens entsprechenden Initiativen von Studentinnengruppen an den jeweiligen Instituten zu verdanken sind. Wobei zu diesen Stellen zu bemerken ist, daß innerinstitutionelle Querelen sich oft bramsend auf die Frauen-Vertreterinnen auswirkte, da diese ja meistens jeweils befehlenden Fachrichtungen („Kommissionen“ oder „Schwerpunktbereichen“) zugeordnet waren und sind und die Frauenforscherinnen derartigem angesichts des noch sozusagen „unausgewiesenen“ Zustandes des eigenen Forschungsbereichs oder der „Frauenforschung“ innerhalb des besonderen Fachbereichs relativ ausgeliefert waren.

Das Hauptproblem einer „Institutionalisierung von Frauenforschung“ scheint mir daher darin zu liegen, daß mangels finanzieller und sonstiger Möglichkeiten der Frauenforschung Institutionen wie die beschriebenen zwar eine keineswegs zu unterschätzende Hilfsfunktion für die Frauenforschung haben, jedoch nur vor dem Hintergrund funktionieren, daß in den einzelnen Instituten der Universität einzelne Wissenschaftlerinnen mit inhaltlichen Stellendefinitionen angestellt sind, die ersteren ermöglichen die „Frauenforschung“ als Kritik an den jeweiligen Fachgebieten weiter voranzutreiben. Die genannten Institute ZE, FFBIZ u.a. (hier nicht erwähnte) funktionieren einerseits vor dem Hintergrund solcher Stellen und andererseits sind sie getragen durch die Frauenbewegung selbst, die zwar momentan etwas zu verwischen scheint, da sie nicht mehr so glasklar erkennbar in „autonomen“ Bahnen sich vollzieht, weil sie sich nun sozusagen in Wellenbe-

wegungsformen in weiteren Kreisen von Frauen innerhalb von Parteien etc. aber bewegt/erweitert hat, aber deswegen ja doch noch existent ist. Die Assistentinnen an den Uni-Instituten können natürlich ebenfalls nur vor diesem Hintergrund arbeiten. Die bestimmten momentan innerhalb der Frauenbewegung und Frauenforschung interessierenden Forschungsbereiche resp. Fragestellungen sind es, die die Themen sowohl der „Frauenstellen“ als auch der z.B. im Rahmen der ZE Frauenforschung angebotenen Symposien bestimmen, so daß beispielsweise – als gewissermaßen eine vielleicht ja doch bezeichnende Beobachtung am Rande – die Frauenseminare in den Instituten als „die lebendigsten überhaupt“ erscheinen können, was sicher mit der notwendig engen Verknüpfung von Frauenforschung und Frauenbewegung zusammenhängt. Daher ist natürlich auch fraglich, ob man Frauenforschung qua Stellendefinitionen oder Institutseinrichtungen kreieren oder festschreiben kann. (Andererseits schreiben sich soundsovieler „Bindestrichsoziologien“ und sonstige Teilbereiche der Historie durch bloße Institutionalisierung mittels eines Lehrstuhls fort, und vermitteln ihren Studentinnen wichtige Inhalte, auch wenn sie die wenigsten von ihnen noch zu „begeistern“ vermögen, und daher sollten wir innerhalb der Frauenbewegung nicht unbedingt „puristisch“ gegen eine derartige Institutionalisierung sein. Wohl aber dürfen wir unseren erheblichen Zweifel daran anmelden, wenn man Stellen innerhalb des Frauenforschungsbereichs versucht ist, (noch schneller als anderswo) mit Personen, Frauen, aber vor allem auch Männern zu besetzen, die sich mit diesen Inhalten zumindest nicht „identifizieren“. Schließlich trägt die „Identifikation“ mit dem jeweiligen Fachgebiet nicht nur innerhalb der Frauenforschung zu der Effizienz der jeweiligen Forschungsvorhaben bei und zwar trotz der insofern natürlich fehlenden Distanz, die das größere Engagement jedoch mehr als wett macht.) Was nun die historische Frauenforschung angeht, ist festzustellen, daß selbst wenn die wissenschaftliche Frauenforschung vielleicht gerade ihre Schwerpunkte von der Geschichte zur Anthropologie und Ethnologie verlagert, dennoch innerhalb der breiteren, insbesondere vor- und außeruniversitären Frauenforschung das Interesse an historischer Frauenforschung noch besonders groß ist. Auch innerhalb der Institute schlägt sich das nieder, am Institut für Soziologie sind innerhalb der letzten Zeit 50 % der Examensarbeiten der Frauen zu historischen Themen geschrieben worden, die meisten dieser Arbeiten basieren auf eigenen Quellenstudien.

Ebenfalls konnte gerade wieder auf den regionalen „Frauenwochen“, wie zum Beispiel in Bremen, in Hamburg oder anderswo das immer noch erhebliche Interesse an historischer Frauenforschung festgestellt werden, auch und gerade unter Nicht-Wissenschaftlerinnen. Ein „Bedarf“ an Frauengeschichte kann somit als gesichert angesehen werden, was man/frau schließlich auch und nicht zuletzt der zunehmenden Hinwendung männlicher Wissenschaftler und besonders Historiker zu entsprechenden Fragestellungen ablesen kann (z.B. in Berlin das Affelt-Seminar zu Frauen im Mittelalter.) Insofern ist diese Form der Institutionalisierung über

inhaltlich definierte Stellen innerhalb der einzelnen Institute nach Fachbereiche und so auch der Historie wahrscheinlich noch wichtiger als die Institutionalisierung von Frauenforschung als Institute ohne Lehr- und Forschungsaufgaben.

Bei der Forderung nach Institutionalisierung der Frauenforschung sollte frau/man jedoch nicht zuletzt bedenken, daß die Universitäten bis heute noch immer „Männerräume“ sind, durch spezifische Rituale männlicher Öffentlichkeit geprägt. Nicht zuletzt daraus resultieren die zahlreichen besonderen „Probleme“ weiblicher Wissenschaftler, die mit einem „merkwürdigen“ spezifischen Gemisch von übergroßen Gründlichkeiten und Unsicherheiten sich schwerer als die männlichen Kollegen tun, „wissenschaftliche“ Erzeugnisse am laufenden Meter in schriftlicher Fassung zu produzieren, während auf der anderen Seite allerdings jede Statistik beweist, daß Frauen als Betreuerinnen von Abschlußarbeiten u.a. weil sie sich den ratsuchenden Studenten/innen intensiver zuwenden überproportional gefragt sind. Falls die männlichen Kollegen und die entsprechenden Universitätsstellen und Verwaltungs- oder Regierungsstellen es wirklich ernst meinen und wirklich vermehrt Frauen und Frauenforscherinnen in ihren Institutionen arbeiten sehen wollen, so dürfen sie nun nicht jetzt gerade erneut und bürokratischer als bisher sich hinter neu ausgedachten Altersgrenzen u.ä. verschanzen, da derartiges vor allem Frauen aus den universitären Laufbahnen ausschließt, nicht nur weil manche Wissenschaftlerinnen „nebenher“ Kinder aufzuziehen haben, sondern auch, weil die weibliche Sozialisation auch der Wissenschaftlerinnen dazu führt, daß Studentinnen mehrheitlich ein „integriertes Theorie-Praxis-Studium“ absolvieren und zwar und auch gerade dann, wenn offizielle Studiengangsregelungen derartiges nicht vorschreiben, oft mit hohem Gewinn für die Studienmotivation und die daraus folgenden wissenschaftlichen Leistungen, wie man aus den gelungenen Versuchen mit „2. Bildungs-Weglern“ in der BRD seit 1971 ff. weiß. Wenn eine qualifizierte Wissenschaftlerin „erstaunlicherweise“ ihre Habilitation oder ähnliches immer noch nicht geschafft hat, so muß das daher nun gerade nicht gegen die Befähigung für engagierte Frauenforschung sprechen, sondern kann vielleicht vielmehr zeigen, daß sie trotz aller Wissenschaft immer noch als weiblicher Mensch in der männlichen Institution Universität funktioniert. Sie ist daher für eine Stelle oder Stellung im Rahmen einer wie auch immer gearteten Institutionalisierung von Frauenforschung vielleicht sogar besser geeignet, als jene Kollegin, die alle Hürden mit elegantem Sprung zu nehmen verstand, jedoch wahrscheinlich darüber ihre „weibliche Identität“ nahezu restlos zu vergessen gezwungen war.

Der Bericht der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin für den Berichtszeitraum 1981–1984 kann über diese bezogen werden:

ZE Frauenforschung, Königin-Luise-Straße
Freie Universität/Postfach
D 1 Berlin-West 33 (BRD)

Beatrix Bechtel / Maria Dörfler

(HISTORISCHE) FRAUENFORSCHUNG IN GROSSBRITANIEN

Anfang der 70er Jahre zeigten sich auch in GB auf Grund von Forderungen zahlreicher Frauen und dem Vorbild der USA folgend, die ersten Ansätze von Frauenforschung und Frauenstudien (Women's Studies) in autonomen Gruppen wie im universitären Bereich. So wurden 1972 einzelne Vorlesungen, Seminare als Wahlmöglichkeit im Rahmen der Soziologie an den Universitäten Kent und Essex abgehalten. Damals wie heute hing es von der Initiative einzelner Frauen ab an den Unis Women's Studies gegen den Widerstand mancher Kollegen und Institutionen zu organisieren und abzuhalten.

Die Diskussion um Institutionalisierung (im akademischen Bereich) von Frauenforschung wurde besonders in den späten 70er Jahren geführt, als immer mehr Veranstaltungen an den Unis stattfanden, ist aber heute kein sehr aktuelles Thema mehr.

Frauenforschung sollte nicht bloß patriarchale Bedingungen universitärer und voruniversitärer Bildungstempel in Frage stellen, sondern auch an der Ausschöpfung finanzieller Mittel für Bildung ihren Anteil haben. Viele mögliche Wege schienen sich der jungen feministischen Bewegung zu bieten und wollten von ihr auch genutzt werden! Das starke Interesse der Studentinn/en und jener, die sich neben ihrer Berufstätigkeit weiterbilden wollten, schuf für die Forderungen die nötige Legitimation und Voraussetzung, die Türen für die Frauenforschung zumindest einen Spalt zu öffnen. Eine lebendige Verbindung und Überlegung zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung sollte in Zukunft noch mehr Platz für „das Andere“ schaffen und das Aufspüren der eigenen Geschichte und des Sexismus innerhalb der Wissenschaften vorantreiben. Die kollektive Aneignung von Wissen sollte ein Gegengewicht zu konkurrenzierendem, individualistischem Forschen schaffen, die Trennung von Theorie und Praxis aufweichen und damit einer neuen Qualität wissenschaftlichen Denkens zur Bedeutung verhelfen.

Im folgenden Bericht wird von historischer Frauenforschung und Women's Studies die Rede sein, da sie grundsätzlich miteinander verbunden sind und meist Frauengeschichte einen Teil davon bildet. Aber auch unabhängig von ganzen Lehrgängen als eigenständiges Forschungsgebiet existiert.

Wenn wir uns mit dem universitären Bereich und Teilen des britischen Bildungssystems beschäftigen, so müssen dabei die großen Unterschiede zu Österreich beachtet werden, die in der Anzahl der Unis als auch in der Anzahl, Art und Struktur der möglichen Studien liegen. Direkte Vergleiche zu Österreich sind deshalb nur begrenzt möglich.

Der universitäre Bereich

Für den *universitären Bereich* ist festzustellen, daß heute bereits die Hälfte der staatlichen Unis zumindest

Vorlesungen, Arbeitsgemeinschaften zu frauen- oder geschlechtsspezifischen Themen als Wahlmöglichkeit innerhalb der Sozialwissenschaften, der Geistes- und Erziehungswissenschaften anbieten.

In den Undergraduate Courses (für ein Bachelor Diplom) meist mit einer Dauer von drei Jahren besteht die Möglichkeit, Vorlesungen, Seminare oder Wahllehrgänge (2nd, 3rd Year Options) mit dem Schwerpunkt: Frauen in der Gesellschaft, Feminismus, Frauengeschichte, etc. zu wählen.

Women in Society (3rd Year Option, University of Bradford) Sexual Divisions in Society (2nd Year Option, London – The City University)

Women in the Economy and Society of 19th Century Britain (2nd Year Option, York University)

In den Postgraduate Courses (meist 2jährig für ein Master Diplom, 3–4jährig für das Doktorat) ist größere Spezialisierung auf Frauenforschung oder Sex/Gender Schwerpunkte in einzelnen fortschrittlichen Universitäten möglich, wobei die Sozialwissenschaften das größte Angebot haben.

z.B. Sexual Divisions in History (für M.A., University of Essex) M.A. in Women's Studies (Kent University at Canterbury) Class, Sex and Race: Education and Social Division (M. Educ., University of Bristol)

Women, Work and Domesticity in England and Wales from 1820. (für M.A. in History, London-Thames Polytechnic)

Genaue und umfassende Zahlenangaben zur Anzahl von Veranstaltungen über Women's Studies und historische Frauenforschung sind bisher nicht erstellt worden.

Trotz der, seit den 70er Jahren wachsenden Zahl von Vorlesungen, Seminaren und Kursen, gibt es bisher an keiner Universität ein Institut für Frauenforschung und auch keine Professorinnenstelle.

Wie in Österreich ist der Anteil der Frauen im Lehrpersonal an den Universitäten sehr gering, was die Dozentinnen- und Professorinnenstellen betrifft.

Anteil der Frauen am Lehrpersonal der Universitäten

Österreich (1983)

O. und A.o. Professorinnen	4,8 %
Universitätsassistentinnen	14,6 %
Vertragsassistentinnen	26,5 %
Wiss. Hilfskraft	25,7 %

Großbritannien (1983/84)

Total	14,8 %
Professors	2,3 %
Readers and Senior Lecturers	6,6 %
Lecturers	16,6 %
Others	33,9 %

Für Geschichte – Wien (April 1984)

O. und A.o. Professorinnen	6,8 %
Dozentinnen	7,6 %
Dozentinnen – Assistentinnen	17,5 %
Vertragsassistentinnen	35,2 %
Lektorinnen	14,8 %

Für Geisteswissenschaften (ausgenommen Mutter- und Fremdsprachen) **Großbritannien** (1983/84)

Total	13,7 %
Professors	4,3 %
Readers and Senior Lecturers	7,1 %
Lecturers	16,1 %
Others	54 %

Aus: Presseinformation zum 5. Historikerinnentreffen (Wien 1984) University Statistics vol. 1, publ. by Universities Statistical Record. University Grants Committee (London 1984)

Auch, wenn die angeführten Statistiken nicht ganz vergleichbar sind, zeigen sie einige Ähnlichkeiten, weisen aber im Bereich „Others“ einen deutlichen Unterschied auf. Dieser umfaßt eine Art von wissenschaftlichem Hilfspersonal und „Teilzeit“ Lehrpersonal, das für ein oder zwei Semester Vorlesungen, Workshops, Seminare und Lehrgänge abhält, aber nicht zum ständigen Personal der Unis gehört. Für diese Tätigkeiten werden Akademiker/innen häufig mit Erfahrungen aus dem Sozialbereich aufgenommen, die sich mit konkreten Themen an verschiedenen Instituten bewerben. Dies bietet viel größere Möglichkeiten – im Unterschied zu Österreich – Frauenforschung an den Unis betreiben. Auf die Frage, inwieweit diese Möglichkeit für Frauen auch Nachteile in sich birgt, kann hier nicht eingegangen werden. Zur beruflichen Situation von Frauen, die Women's Studies unterrichten, ist es wichtig zu sehen, daß es in der Mehrzahl der Fälle für die Frauen nicht möglich ist, sich damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, außer durch einen fixen Posten an einer Uni in einem anderen Fachbereich. Viele Frauenforscherinnen versuchen mit einer Lehrtätigkeit und Projekten (Erwachsenenbildung, Berufsbildende Schulen...) sich zu finanzieren, oder wie sehr viele, sich in ganz anderen Berufen ihren Unterhalt zu verdienen und Frauenforschung als „Hobby“ zu betreiben.

Erwachsenenbildung

Ein bedeutender Bereich zwischen Universität und autonomen Gruppen und Institutionen ist die Erwachsenenbildung. Bedeutend insofern, als sie andere Teile der Bevölkerung anspricht und größere Freiheit in Form und Inhalten der Veranstaltungen genießt, da diese Kurse, Workshops kaum an Curricula gebunden und nicht prüfungsorientiert sind. Die teilweisen Verbindungen zu den Unis bestehen durch institutionelle und personelle Überschneidungen.

So werden im Rahmen der Extra-Mural Studies (Lehrgänge für erwachsene Nichtakademiker/innen an Unis zur beruflichen oder privaten Fortbildung, mit Prüfungsmöglichkeiten) Vorlesungen, Workshops und Seminare angeboten.

z.B. Women's History: Politics, Work and the Family in 19th Century Britain. (London, Goldsmith College) Women's Studies (London University - Extra mural Department) The Women's Movement; Families, Societies and Women's Lives; A Women's Place (Bristol University)

Diese Kurse werden auch von fix angestelltem Personal (meist Dozenten/innen, Assistenten/innen und Lektor/innen) abgehalten.

Zahlreiche Kurse, Vortragsreihen und Workshops (oft als Selbsterfahrungsgruppen) werden in den lokalen Erwachsenenbildungszentren (ähnlich wie VHS) veranstaltet, die staatlich unterstützt sind oder auch von der W.E.A. (Workers Educational Association) abgehalten werden.

In einem Land wie Großbritannien, dessen Arbeiterbildungsstätten (W.E.A.) auf eine lange Tradition zurückblicken können – was diesen jedoch auch nicht immer zugute kommt – trafen die Forderungen nach Frauenforschung gerade innerhalb dieser Fortbildungsstätten für Arbeitende auf sehr günstige Voraussetzungen. Auch heute ist es für feministische Historikerinnen am ehesten möglich, innerhalb von Geschichte der Arbeiterbewegung, Industrie- und Lokalgeschichte, Projekte zur Frauengeschichte durchzuführen und relativ qualifizierte Arbeit zu finden.

z.B. Socialism and Feminism in the 20th Century (Birmingham Midland Institute)

Role of Women in the 20th Century: their History and Writings (Blackpool)

History of Feminism and Socialism – 19th and 20th Centuries (Workers Educational Society, London)

Women and Society (Glasgow and Hereford)

Women's Lives and Writings 1900–1945 (Thames Polytechnic) Rights and Wrongs of Women (Adult Education Centre, Faversham, Kent)

Die Mehrzahl der Kurse zu frauenspezifischen Themen befassen sich mit Aspekten der Rolle der Frau in der Gegenwart, jedoch werden auch einige Kurse mit historischen Themen (meist 19. und 20. Jahrhundert) angeboten. Die Möglichkeit, daß frau/man Frauenstudien und historische Frauenforschung betreiben kann, ist in GB ungleich größer als in Österreich.

All diese Veranstaltungen zu frauen/geschlechtsspezifischen Themen inner- und außerhalb der Universitäten haben gemeint, daß ihr Entstehen, ihre Fortsetzung und Weiterführung von der Privatinitiative von Frauen abhing und noch immer abhängt. In einigen Universitäten und Erwachsenenbildungszentren hat sich zwar eine „junge Tradition“ herausgebildet, aber es bedarf nach wie vor der Initiative der Frauen diese wieder anzubieten oder vermehrt abzuhalten. Es gibt keine zentrale staatliche Einrichtung, die die Koordination, Förderung und Information von Frauenstudien zur Aufgabe hat. Bisher war der informelle Informations- und Erfahrungsaustausch von Lehrenden die herkömmliche Praxis. Die autonome London Feminist Library hat in Ansätzen mit ihrem Newsletter Informationsfunktion übernommen.

History Workshop

Aus dem Ruskin College in Oxford, das in einer besonders engen Beziehung zur englischen Arbeiterbewegung steht, ging eine Gruppe sozialistischer Historiker und feministischer Historikerinnen hervor, wovon letztere ihre Identität als solche 1969 mit Frauentreffen auszubilden begannen, was ihnen damals noch das

spöttische Gelächter ihrer männlichen Kollegen eingetragen hat, wie Sally Alexander rückblickend im „History Workshop“ 1984/17 beschreibt. Diese zweimal im Jahr erscheinende Zeitschrift ist das Publikationsorgan von Historikerinnen – seit 1982 bezeichnet es sich im Untertitel als „A Journal for Socialist and Feminist Historians“ – und Historikern, welches Ergebnisse der feministischen Frauenforschung einen ebenso großen Platz einräumt wie anderen Beiträgen.

Die Herausgeber des History Workshop organisieren einmal jährlich eine Seminarwoche – 1986 zum Thema „Uses of History“ – bei dem Frauengeschichte einen wichtigen Schwerpunkt bildete, und während des Jahres laufend eintägige Seminare und Workshops, verteilt über die größeren Städte Großbritanniens.

Historische Frauenforschung ausserhalb der Universitäten

Die akademische Institutionalisierung von historischer Frauenforschung geht in Großbritannien häufig eine sehr enge Verbindung mit Sozial-, Arbeiter-, Industrie- und Lokalgeschichte ein und hat heute nicht mehr um ihren bedeutsamen Stellenwert zu kämpfen. Jedoch scheint es auch, daß sich die Befürchtung der feministischen Bewegung, Frauenforschung könnte ihre Verbindung zum feministischen Kampf verlieren und rein akademisch werden, teilweise bewahrheitet hat. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in einigen Beiträgen der letzten *Feminist History Conference*, die organisiert von der autonomen London Feminist History Group, im Juni 1985 in London abgehalten wurde und wobei das Bestreben im Mittelpunkt stand, feministischen Historikerinnen vor unterschiedlichsten Hintergründen die Möglichkeit zu Referaten und gemeinsamer Diskussion zu geben. Eine zentrale Diskussionsveranstaltung hatte dabei den Unterschied zwischen *Feminist History* und *Women's History* zum Thema, und es zeigte sich, daß viele Frauen davon überzeugt sind, der akademische Rahmen würde die feministische Geschichtsforschung eher behindern als vorwärtstreiben.

Die ursprüngliche Absicht, mit der Institutionalisierung von *Women's Studies* „Theories for Women and Action for Women“ zu schaffen, um politische Zielsetzungen effektiver verfolgen zu können, scheint heute besonders von den radikalen Gruppen der Frauenbewegung, von den Lesben und Farbigen, verwirklicht zu werden.

London Feminist History Group

Die LFHG hat sich 1973 als informelle Diskussionsgruppe historisch arbeitender Frauen gebildet. Ihrer Zielsetzung entspricht es auch heute noch, für alle Frauen offen zu sein, besonders für solche, die feministische Geschichtsforschung nicht als akademische Disziplin betreiben. Das ursprüngliche Anliegen der Gruppe war, Frauen zu unterstützen, die als Historikerinnen an Universitäten und Colleges arbeiteten – als Studentinnen, Lehrende oder Angestellte – und Unterstützung benötigten. Da sich deren Situation nun doch etwas verbessert hat, sieht es die LFHG heute als ihre

Aufgabe an, zentrale Informationsstelle für Frauen aus anderen Ländern und britischen Städten zu sein. Feminist History Groups gibt es nämlich auch noch in Manchester, Swansea, Sheffield, Liverpool, Bristol, Bath, Oxford und Brighton. Diese kleineren, über das ganze Land verteilten Gruppen arbeiten hauptsächlich im lokalgeschichtlichen Bereich.

Die LFHG trifft sich vierzehntägig in einem Frauenzentrum, die Treffen sind offen für alle interessierten Frauen, die die Referate hören wollen, deren Themen in den großen Programmzeitschriften der Stadt angekündigt werden. Die Gruppe hat 1983 ein Buch publiziert mit Beiträgen mehrerer Frauen: „The Sexual Dynamics of History“, sie verschickt seit 1984 den „Feminist History Newsletter“ in unregelmäßigen Abständen, der wichtige Informationen weitervermittelt, Buchrezensionen enthält und auch Diskussionsforum für theoretische Auseinandersetzungen darstellt. Aus der großen Konferenz vom Juni 1985 ist der Plan für die Erstellung eines „Networks“ entstanden, mit welchem die Absicht verfolgt wird, Arbeitskontakte inhaltlicher Art zwischen Frauen, die historisch forschen, zu ermöglichen – auch über die Grenzen Großbritanniens hinweg.

Zusammenfassend läßt sich zu den autonomen Gruppen von Historikerinnen in Großbritannien feststellen, daß sie von einer „antiakademischen“ Haltung geprägt sind, wofür gewisse negative Erfahrungen der Vergangenheit verantwortlich zu sein scheinen, und daß sie sich als jenen Teil der britischen Frauenbewegung verstehen, der vor mehreren Jahren beschlossen hat, sich außerhalb der Institutionen und des Establishments zu organisieren. Die starke Präsenz der Lesben zeigt sich in der Existenz einer Lesbian History Group, und die Unterrepräsentanz der farbigen Frauen ist ein heftig diskutierter Aspekt – noch.

Um die Möglichkeiten für die Frauenforschung in London zu verbessern, gründeten 1975 einige Frauen zusammen mit einem Frauenbuchladen eine kleine Bibliothek und ein Informationszentrum, *The Feminist Library and Information Centre*.

Diese Bibliothek ist nunmehr eine der bedeutendsten Bibliotheken zu Frauenthemen (Schwerpunkt nach 1968) und ein wichtiges Informationszentrum zur gegenwärtigen Frauenforschung. Eine wichtige Aktivität ist die vierteljährliche Newsletter und kleinere Publikationen.

z.B. Nr. 3 *The Main Enemy: A Materialist Analysis*, by Christine Delphy.

Nr. 4 *On the Social Construction of Female Sexuality*, by Stevi Jackson.

Nr. 7 *Going Up Into the Next Class: Women and Elementary Teacher Training 1840–1914*, by Francis Widdowson.

Anfänglich finanzierten sich diese Frauen durch Spenden, Mitgliedsbeiträge und Idealismus, wurden dann von 1980 bis 1986 vom Greater London Council (Labour Mehrheit) beträchtlich finanziell unterstützt und derzeit (bis Mitte 1987) auch vom London Grants Committee.

Eine große und die älteste Frauenforschungsbibliothek, die *Sahra Fawcett Library* (50.000 Bände), die im London Polytechnic untergebracht ist, befaßt sich

hauptsächlich mit Frauenbewegung, Frauenwahlrecht, Bildung und Erziehung und Prostitution im 19. und 20. Jahrhundert. Sie wird von einem privaten Fond finanziert und veranstaltet auch regelmäßig Vorträge zu Frauenthemen.

In den letzten Jahren haben sich in einigen Großstädten Großbritanniens innerhalb regionaler Lehrergruppen auch feministische oder Gruppen mit dem Schwerpunkt sexistischer Erziehung gebildet. Sie versuchen mit anderen Unterrichtsmaterialien und Forderungen den Sexismus im Bildungssystem aufzuzeigen und dagegen anzukämpfen. Die wichtigsten sind – *Women's Education Groups* (London, Birmingham, Manchester, Sheffield und Liverpool), die *Feminist Educations Group* (London) und als staatliche Einrichtung die SASSOE – Campaign Against Sexism & Sexual Oppression in Education, die auch einen Newsletter, Literaturlisten und Unterrichtsmaterialien publizieren.

Ökonomische Krise und politische Situation werden die Bedingungen für die Frau in Zukunft zwar wesentlich mitbestimmen, zusätzlich wird es aber ebenso von der Stärke der Frauen abhängen, bisher Erreichtes nicht aufzugeben, dies zugleich kritisch zu prüfen und neue Ansätze zu entwickeln.

Wichtige Kontaktadressen

Feminist Library and Information Centre
Hungerford House, Victoria Embankment
London WC 2N 6PA

The London Feminist History Group
c/o Sarah Lambert
16a, Brightwell Crescent,
Tooting
London SW 17

Women's Studies at York

From October 1984 the University of York will be offering a new MA course in Women's Studies. The emphasis of the degree will be interdisciplinary, and the core course, for all students, will include units on: Victorianism, The Political Economy of Gender, Culture and the Construction of Femininity. This course will be central to the aims of the MA, the understanding and analysis of gender differentiation in society. It should provide an interdisciplinary forum in which to confront the 'realities' of women's history and experience with the ways in which they have been represented, legally, politically, and culturally. Students will also be able to choose two more specialised courses from a wide range of options. Applicants who have been away from academic study for some time are particularly welcome, and the course has been designed to allow full or part time study. The degree will be awarded on the basis of coursework and a dissertation.

For further details, write to:
The Graduate Office, University of York, Heslington, York, YO1 5DD, England.



Verwendete Literatur:

- Theories of Women's Studies, ed. by G. Bowles and R. Duelli Klein. London 1983
Women's Studies Courses in the UK, ed. by J. Bradshaw and W. Davies. London 1983.
The Feminist History Newsletter, ed. by The London Feminist History Group (vol. 1/1984 ff.).
Feminist Library Newsletter, ed. by Feminist Library and Information Centre (London 1982 ff.).

Weiterführende Literatur

- The London Feminist History Group: The Sexual Dynamics of History. Men's Power, Women's Resistance. London 1983 (Pluto Press).
Carolyn Steedman, Cathy Urwin and Valerie Walkerdine (eds): Language, Gender and Childhood. London 1985.
History Workshops Series.
J.L. Newton, Mary P. Ryan and J.R. Walkowitz (eds): Sex and Class in Women's History. London 1983.
History Workshop Series.
Women in History (als Unterrichtsmaterial geeignet) – Reihe: From Workshop to Warfare. The Lives of Medieval Women. Cambridge 1984.
Under Control. Life in a 19th-century Silk Factory. Cambridge 1985.

FEMINIST LIBRARY AND INFORMATION CENTRE (WRRC)

Hungerford House, Victoria Embankment, London WC2N 6PA
Telephone: 01-930 0715
(next door to Embankment tube)
Opening hours: WED, FRI, SAT: 11.00 – 5.30
THURS: 11.00 – 7.30

We are a contemporary (post 1968) feminist library where books, papers, pamphlets and articles can be read and borrowed and where much information on women is available. We also have a large collection of women's and feminist newsletters and journals which are available to be looked at on the premises. Literature from the Women's Liberation Movement is our speciality!

FEMINIST LIBRARY is open to anyone – membership is only needed if you want to borrow books.

THE LIBRARY is on the first floor of Hungerford House, up a steep flight of stairs. It is not wheelchair accessible but A Woman's Place downstairs from us is. We carry books and our catalogue down to women in AWP who want to use our facilities, and we are hoping to have our catalogue put on computer so that print-outs will be available. See overleaf for full access details.

THE LIBRARY has approximately 4,000 books and pamphlets, 700 complete and partial sets of periodicals, 600 unpublished papers and reprints, and a collection of miscellaneous material (leaflets, posters, etc). We have a large and growing fiction section, also drama and poetry sections, and sections on black/Jewish/Irish/working class women, and lesbians. We add to our collection at the rate of approximately 100 items a month.

WOMEN'S STUDIES COURSES: We have lists of courses and classes – either at colleges or organised by women's groups or adult education programmes. There is an index of courses that can be consulted at the Library or general enquiries can be made by telephone.

STUDY/RESEARCH INDEX: The Library has a questionnaire that anyone who is exploring/investigating/discussing a particular subject area of relevance to women can fill in. Completed questionnaires are entered in an index by broad subject headings so that other women can come and see who else has done, or is doing, work on a certain topic.

FEMINIST LIBRARY PAMPHLETS: We have published two pamphlets which can be purchased from us at the Library or by post (add 25p for postage and packing if ordering by post):

Women's Studies Courses in the UK – £1.25.

Women with a Past (a women's history pamphlet aimed at teenagers) – £0.70p

NEWSLETTER: This is sent free every three months to all our members outside London, and to group/library/exchange subs within London. It contains book reviews, letters, comments, reports of meetings and conferences, opinions, announcements, events, future meetings and conferences and anything else any member wishes to write! It also lists women's studies courses that we have been informed of since the last newsletter and new additions to our study index. We also list new additions to the library itself. Ideas welcomed!! Available on tape.

Gertrude Langer-Ostrawsky/Henriette Stevens

HISTORISCHE FRAUENFORSCHUNG IN DEN NIEDERLANDEN

Historische Frauenforschung hat in den Niederlanden eine nunmehr zehnjährige Tradition. Mitte der 70er Jahre bildeten sich an verschiedenen Universitäten *Frauengruppen*, die sich sowohl mit der Unterrepräsentierung von Frauen in den Lehrinhalten als auch ihrer eigenen Diskriminierung an den Universitäten auseinandersetzen.

Die Einrichtung von *Assistentinnenstellen* an den Universitäten erfolgte durch massiven Druck der Frauengruppen und durch starkes Interesse an Frauenstudien, im besonderen hier an der Frauengeschichte. So erhielt z.B. 1976 eine Frau eine Assistentinnenstelle für Frauengeschichte in Leiden, 1978 wurde eine solche Stelle in Amsterdam eingerichtet. So mühsam diese Assistentinnenstellen erkämpft wurden, so bedroht sind sie auch. Die Assistentinnenstellen für Frauengeschichte sind keineswegs fix in das akademische System integriert. Meist sind sie zeitlich befristet, in der Regel auf 1 Jahr. Danach wird „evaluiert“, ob die Stelle wieder verlängert wird. Die recht kurzfristigen Verträge sind auch sehr häufig nur mit Teilzeitarbeit verbunden. Viele Assistentinnen sind nur für 20 Wochenstunden angestellt und sollen in dieser Zeit Studentinnen unterrichten, deren wissenschaftliche Arbeiten betreuen, Prüfungen abnehmen und daneben auch noch selbst wissenschaftlich arbeiten. An den einzelnen Universitäten werden verschiedene *Lehrveranstaltungen zur Frauengeschichte* durchgeführt. Durchschnittlich besuchen jährlich etwa 250 Studenten Kurse zur Frauengeschichte. Inwieweit die Frauengeschichte in das Studium integriert ist, hängt von den Leitern der einzelnen Institute ab.

Einige *Beispiele zu Frauengeschichte-Veranstaltungen* an holländischen Universitäten 1985/86:

An der Universität Utrecht organisierten 2 Frauengeschichtedozentinnen einen Basiskurs Frauengeschichte (Dauer 1 Semester, abschließende Prüfung). Thematische Gliederung des Kurses: I. ökonom. u. soziale Position der Frauen, II. Vorstellungen/Ideen über Frauen, III. Frauen und Macht.

In Nijmegen werden seit Jänner 1985 verschiedene Wahlfächer zur Frauengeschichte angeboten, d.h. Seminare bei allen Fachgruppen. Derzeit läuft ein Basiskurs „Mutterschaft“, sowie ein Seminar „Unerwünschte Mutterschaft. Kindesmord im 19. Jahrhundert“.

In Groningen wurde in der Fachgruppe „Altertum“ eine Stelle für ein Nebenfach „Frauengeschichte“ ausgeschrieben. Dieses Nebenfach ist interdisziplinär konzipiert, zusammen mit Literaturwissenschaft.

In Groningen gibt es seit kurzer Zeit eine Professorin für Soziologie und Letteren (inkl. Geschichte).

Außeruniversitärer Bereich

Viele Aktivitäten zur Frauengeschichte finden im Umfeld der Universität statt, sind aber nicht rein an das akademische Publikum gerichtet.

In dem 1976 von Geschichtsstudentinnen gegründeten LOV (=Landelijk Overleg Vrovenstudies/Niederländische Vereinigung von Frauengeschichtesgruppen) verfügen die Historikerinnen in Holland über ein gut organisiertes *Netzwerk*, das sowohl zur gegenseitigen Unterstützung von Forschungsarbeiten als auch zur Popularisierung und Verbreitung der Ergebnisse der Frauengeschichtsforschung dient. Natürlich tritt die LOV auch als „pressure Group“ auf, um hochschulpolitisch Fraueninteressen zu vertreten und durchzusetzen. Die Kommunikation zwischen den verschiedenen Frauengruppen wird durch Treffen, Thematage und Kongresse sehr gefördert. So veranstaltet die LOV dreimal im Jahr ein Treffen, das jeweils in einer anderen Universitätsstadt abgehalten wird.

Vor diesem Treffen wird an alle Teilnehmerinnen eine Informationsbroschüre verschickt.

Der Austausch von Forschungsergebnissen innerhalb der allgemeinen Frauenstudien wird sehr durch die Abhaltung von sogenannten „*Thematagen*“ gefördert, innerhalb derer Frauen aus den verschiedensten Disziplinen, auch der Geschichte, zusammentreffen. Einige Beispiele: 1985 fand in Groningen ein Kongreß „Frauenwelten“ statt, im Februar 1986 in Amsterdam ein Thematag zur weiblichen Sexualität, im Oktober 1986 wird in Groningen ein Thematag „Frauen und deren Wohlfahrtsstaat“ stattfinden.

Auch zu diesen Thematagen erscheinen jeweils begleitende Broschüren.

Eine wichtige Rolle zur Verbreitung der Frauengeschichtsforschung spielen Broschüren und Zeitschriften.

Das „Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis“ (Jahrbuch für Frauengeschichte), das von Frauen gestaltet und herausgegeben wird, ist bereits in 6 Bänden erschienen. Es ist wissenschaftlich orientiert und richtet sich an ein eher akademisches Publikum. Stark auf Popularisierung ausgerichtet ist das „*Tijpe van de sluier*“ (Der Zipfel des Schleiers), von dem bereits 3 Nummern erschienen sind. Das „*Tijpe*“ wird von der vorher genannten „LOV“ herausgegeben.

Die LOV unterhält auch eine Kontaktstelle für alle an der Frauengeschichte Interessierten. Diese Kontaktstelle wird von einer Frau, die eine Assistentinnenstelle für einen Tag pro Woche hat, zusammen mit anderen (unbezahlten freiwilligen) Frauen betrieben (Adressen, Aktivitäten, Werbung, Dissertationen, Hausarbeiten, Auskünfte für Schüler, Lehrer und Studenten, Koordinationsstelle für Forschungsvorhaben). Adresse der Kontaktstelle: Landelijk Overleg Vrouwengeschiedenis, Keizersgracht 10, 1015 CN Amsterdam, 020-244268.

Ein wichtiger Bestandteil der Frauengeschichtsforschung ist das *Internationale Frauenarchiv* in Amsterdam (Internationaal Archief voor Vrouwen), das erst kürzlich sein 50jähriges Bestehen feierte. Das IAV sammelt und macht alle Quellen zur Frauengeschichte zugänglich. Ein besonderer Schwerpunkt liegt zur Zeit

auf einem Projekt von „Ego-Documentation“, also der Sammlung von Dokumenten, die Frauen selbst geschrieben haben (Tagebücher, Briefe, Notizen etc...)

Eine ähnliche Entwicklung macht sich auch bei den Lesben-Archiven bemerkbar, die sich in verschiedenen Städten etabliert haben.

Finanzierung

Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern scheint die Finanzierungssituation von Frauengeschichtsaktivitäten in den Niederlanden relativ günstig. Kongresse, Themitage u.ä. werden vor allem durch Subventionen des Sozialministeriums unterstützt. Dieses Ministerium finanziert in größeren Gemeinden auch eine „Emanzipations-Arbeiterin“, die für die Durchführung von Frauenprojekten zuständig ist. Frauengeschichtstgruppen erhalten meist von ihren Gemeinden kleine Subventionen für Fahrtspesen zu internationalen Kongressen, für Themitage, für die Herstellung von Broschüren oder die Anschaffung fototechnischer Ausrüstung für die Arbeit mit historischem Fotomaterial.

Vieles bleibt natürlich auch der Initiative von Frauen überlassen. So werden etwa Tagungsbroschüren billig hergestellt (d.h. zum Teil durch Selbstausbeutung wie Tippen, Layout etc.) und verkauft.

In den Niederlanden existiert auch eine Gruppe von Historikerinnen, die an der *Lehrplanerstellung* für das Fach Geschichte und Staatsbürgerkunde an Höheren Schulen beteiligt ist. Diese Gruppe arbeitet mit einer staatlichen Kommission zusammen, die das Geschichts-Examen an den Mittelschulen neu strukturiert (Die Abschlußprüfung/Matura wird in den Niederlanden zentral geregelt, wobei alle Schulen desselben Typs denselben Examensstoff haben). Beauftragt wurde die Kommission vom parlamentarischen Unterstaatssekretär für Erziehung. Die Einbeziehung von Frauengeschichte in den Schulunterricht ist durchaus nicht unumstritten, und die meisten Schulbücher vernachlässigen Frauengeschichte.

Die Situation der niederländischen Frauengeschichtsforschung ist recht günstig, was die Organisation, Kommunikation und Verbreitung der Ergebnisse angeht, ebenso die Finanzierung. Die theoretisch-methodische Diskussion steht demgegenüber noch etwas im Hintergrund. So wurde die „sex-gender“-Diskussion oder die „womens-culture“-Debatte erst jüngst aufgenommen. Zunehmend wird auch die Frage des Rassismus in Forschung und Lehre thematisiert.

Auch die Diskussion, wieweit Frauengeschichtsforschung eine feministische Forschung ist/sein soll, steht noch in den Anfängen.

Probleme der Institutionalisierung

Zum Schluß ein paar *Probleme*, mit denen Frauenstudien in den Niederlande im Moment kämpfen.

Immer öfter hört man die Kritik, daß jede Forschung über Frauen als Frauenstudien bezeichnet wird. Untersuchungen mit dem Objekt „Frau“, die aber die wissenschaftstheoretischen Begriffe aus etablierten Theorien übernehmen, werden zunehmend häufiger gemacht

und finanziert, auf Kosten kritischerer Forschung. Das Resultat ist, daß lediglich weitere Fakten an die bestehenden wissenschaftlichen Erkenntnisse hinzugefügt werden, ohne diese Wissenschaft in ihren Kategorien, Theorien und Methoden in Frage zu stellen. Solche Untersuchungen können zwar auch sinnvoll sein, aber im Rahmen von Frauenstudien müßte eine andere Art von Forschung bevorzugt werden. Die traditionelleren Ansätze machen Frauenstudien in breiteren Kreisen akzeptabel (immer mehr Damen und Herren bemühen sich deswegen um uns), dies entkräftet Frauenstudien aber immer mehr, hinsichtlich der Bekämpfung der etablierten Wissenschaft in ihrem Kern. Und es sieht so aus, daß das der Preis ist, den wir für die *Integration* bezahlen müssen. Aus diesem Grund wird der *Autonomiegedanke* wieder aktuell.

Das zweite Problem ist die *Lehrstuhlfrage*, eine so teure Stelle würde auf Kosten einer Mehrzahl von Assistentinnen gehen. Nijmegen lehnte als erste die Ideen einer entsprechenden Universitätsprofessur ab aufgrund der Überlegung, daß Frauenstudien besser durch Studentinnen und Assistentinnen an den verschiedenen Instituten entwickelt werden, also an der Basis. Unter dem Druck der Frauenbewegung kamen die universitären Gremien zu einer prinzipiellen Ablehnung eines solchen Lehrstuhls. Jetzt, ein paar Jahre später, hat Nijmegen jedoch seinen Lehrstuhl, in der Person der feministischen Theologin Catherina Halkes (es geht hier nicht um ihre Person, sie ist eine wertvolle Frau, vom Kaliber einer Dorothee Sölle). In Leiden ist diese Auseinandersetzung immer noch im Gang.

Der Institutionalisierungsprozeß ist nicht zum Stillstand zu bringen, und er entstand ursprünglich ja auch aus der Absicht, Frauenstudien sichtbar zu machen. Nicht der Institutionalisierungsprozeß als solcher ist schlecht, sondern die davon ausgehende Drohung der Monopolisierung von Frauenstudien. Diese müssen auch außerhalb der Universitäten fortbestehen. In verschiedenen Ländern bestehen Institute für Frauenstudien, die ausgezeichnet funktionieren. In England z.B. Women's Research and Resource Centre, in Amerika verschiedene Colleges für Women's Studies, und in Rom kennt man ein Virginia Woolf Zentrum.

Wir danken Maria Grever vom „Centrum voor Vrouwenstudies“ in Nijmegen für die zur Verfügungstellung ihres Artikels „Report on development of women's history in the Netherlands“ (Referat gehalten in der „International Women's History Conference“, Amsterdam, März 1986) und Karin Jusek (Frauengeschichte-Gruppe der Universität Groningen) für die Beschaffung von grundlegendem Material und Informationen.

Literatur:

- Davides, Elleke, „100 Jaar vrouwen op de Leidse Universiteit“, in: „Vrouwenbelangen“ 48(1983)6, 7–9
 Berichte aus der Universitätszeitung „Mare“ (Universität Leiden)
 Protokolle der Frauengruppe Anthropologie
 Poldervaart, Saskia et. al., „Vrouwenstudies. Een inleiding“. SUN Nijmegen 1983
 Stevens, Henriette, 10 Jahre Frauenstudien in den Niederlanden, in: INFO des ÖH-Frauenreferates der Universität Innsbruck zum Wintersemester 1985/86)
 Weber, Eva, „Institutionalisieren = monopolisieren“, in: „Tijdschrift voor Vrouwenstudies“ 1984¹, 106–110.

DIE AUTORINNEN:

BECHTEL Beatrix, Historikerin, AHS-Lehrerin
 BOHLE Sigrun, Historikerin
 DÖRFLER Maria, Historikerin, AHS-Lehrerin
 HOOK-DEMARLE Marie-Claire, Germanistin, Université de la Sorbonne Nouvelle, Paris
 LANGER Gertrude, Archivarin im niederösterreichischen Landesarchiv
 NAGL Herta, Philosophin, Universität Wien
 PROST Edith, Dokumentation Frauenforschung, IWK
 RENSCHHAUSEN Elisabeth, Sozialwissenschaftlerin, Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin
 SAURER Edith, Neuzeithistorikerin, Leiterin der Arbeitsgruppe Frauengeschichte, Universität Wien
 STEVENS Henriette, Anthropologin

Rezensionen:**„DIE FRAUEN SIND IN DER PFLICHT UND DIE MÄNNER AN DER MACHT“.**

FRAUEN – ein Weltbericht

New Internationalist (Hg.)

Mit Texten von Angela Davis, Toril Brekke, Anita Desai, Buchi Emecheta, Marilyn French, Germaine Greer, Elena Poniatowska, Nawal el Saadawi, Manny Shirazi, Debbie Taylor, Jill Tweedie, Inge Rowhani, Wassy Tesfa. Orlanda Frauenverlag, Berlin 1986, 378 Seiten

Dieses Buch, spannend wie ein Roman und zugleich eine unschätzbare Informationsquelle, ist ein großartiges Dokument, zusammengestellt zum Abschluß der Frauendekade der Vereinten Nationen.

Im ersten Teil präsentiert Debbie Taylor die Analysen und Ergebnisse einer internationalen Untersuchung. Die Fakten zeigen, was getan ist, aber wieviel noch verändert werden muß.

Der zweite Teil befaßt sich eingehend mit den Bereichen Arbeit, Familie, Erziehung, Politik und Sexualität. Zehn Schriftstellerinnen besuchten jeweils ein Land, um über die Lebenszusammenhänge von Frauen zu berichten. Frauen aus der „Dritten Welt“ schreiben über industrialisierte Länder und umgekehrt. Es zeigt sich, daß die Probleme gar nicht so unterschiedlich sind. Feminismus ist nicht bloß eine Sache der weißen Mittelschichtfrauen.

„Frauen werden in und außerhalb der Familie wegen ihrer Geschlechts- und Klassenzugehörigkeit zu Opfern einer doppelten Unterdrückung, deren Auswirkungen sich anhand des derzeitigen statistischen Weltprofils der Frau eindrucksvoll aufzeigen lassen. Die Frauen

repräsentieren 50% der Weltbevölkerung, leisten fast 2/3 aller Arbeitsstunden, haben nur 1/10 des Weltvermögens.“ (90)

Es ist ein wahrer Teufelskreis: die notwendigen Veränderungen vollziehen sich sehr langsam, solange nur Männer die Entscheidungen treffen, und Frauen werden aber erst an den Entscheidungen beteiligt, wenn diese Veränderungen eingetreten sind. Doch ein ermutigender Faktor ist, daß die Frauen beginnen in die Machtzentren vorzudringen. Die Unterschiede zwischen den industriellen und nicht-industriellen Ländern ist nicht so groß; der Wohlstand alleine hat den Frauen noch nicht die Emanzipation gebracht. Die verschiedenen kulturellen Blickwinkel der Autorinnen spiegeln sich in den Essays wider.

Angeschlossen sind noch zwei Berichte von der Weltfrauenkonferenz in Nairobi 1985 aus der Sicht der Äthiopierin Wassy Tesfa und der Österreicherin Inge Rowhani.

Im dritten Teil sind die wichtigsten Statistiken über Frauen aus mehr als 100 Ländern zusammengestellt und machen das Buch zu einem grundlegenden Nachschlagewerk.

Karin Schatzberg (Hg.)

Frauenarchive und Frauenbibliotheken

Göttinger Schriften zur Sprach- und Literaturwissenschaft, Band 6

2. aktualisierte Auflage

edition herodot, Rader Verlag, Aachen 1986

Ein Leitfaden für alle forschenden Frauen bei ihren feministischen Studien, das ist das Buch von Karin Schatzberg.

Die erste Auflage, die 1985 erschien, war schnell vergriffen. Es ist ein Führer durch bestehende Frauenarchive und Frauenbibliotheken in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Österreich, Schweiz, wobei quantitativ die deutschen feministischen Archive überwiegen.

Das Buch enthält ein Adressenverzeichnis, Ausführungen zur Aus- und Weiterbildung von Frauen und zu den Prinzipien feministischer Bildungsarbeit und 36 Profile von Frauenbibliotheken, deren Entstehungsgeschichte, ihre Organisation und die inhaltlichen Schwerpunkte.

Solange feministische Literatur in öffentlichen Bibliotheken und Archiven nur ungenügend aufgenommen werden, sind spezielle Sammlungen notwendig. Die leichtere Auffindung und Benutzung dieser Bestände ist das Anliegen und das Verdienst dieses Führers.

Edith Prost

Hilde Zaloscer

DER VERDRÄNGTE EXPRESSIONISMUS

Folgende Untersuchung gliedert sich in zwei Teile. Der erste Teil unternimmt es, ein Werk so umfassend wie möglich zu analysieren, zu dechiffrieren, ja zu dekodieren, um seine Botschaft, die mit neuen Mitteln, einem neuen Code operiert, freizulegen. Es wird sich herausstellen, daß dieses Werk in bisher unbekannte Dimensionen vordringt, nicht nur alle bisher gültigen Konventionen bricht und den Weg freilegt für die künstlerische Botschaft der Avantgarde, sondern auch jener, die heute unter der Bezeichnung „Postmoderne“ herumgeistert. Die Rede ist vom Bild *Der Schrei* (Edvard Munch, 1892). Der zweite Teil befaßt sich mit der Frage, wieso es kommen konnte, daß eine so revolutionäre Bewegung heute aus dem Bewußtsein der Kunstgeschichte praktisch verschwunden ist.

Eine Analyse, selbst eine oberflächliche, des genannten Werks zeigt, daß es sich nicht nahtlos in den Entwicklungsablauf der Bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts eingliedern läßt. Diesem ging es um ein immer genaueres, immer treueres Erfassen der Wirklichkeit, um die Wiedergabe der empirischen Wirklichkeit, kurz um Mimesis. Man erfaßte sie von vielen Ansätzen her, vom „Raum“, vom „Licht“, schließlich sogar im Pointilismus von der „Zeit“ her. Nicht erstaunlich, war ja die Kategorie „Zeit“ damals von den Künstlern und Philosophen in ihrer Bedeutung erfaßt worden. Bergson erkannte in „temps vecue“, in der gelebten Zeit, eine ihrer Dimensionen, der Marcel Proust ein vielbändiges Werk widmen wird. Im „Après-midi d'un faun“ von Debussy hält sie Einzug in die Musik, in den diversen Studien des gleichen Objektes, sei es die „Cathedrale von Rouen“ oder die eines „Heuhaufens“ von Monet in die Bildende Kunst.

Mit dieser Phase scheint das Endglied einer Entwicklung erreicht. Zum Verständnis von Munchs Werk bedarf es neuer Parameter. Sein Ziel ist nicht die Mimesis, seine Mittel sind andere, neue.

Doch es schwebt – als künstlerisches Phänomen – nicht im luftleeren Raum, ist kein isoliertes Werk. Im Gegenteil: es ist Teil, Ausdruck einer gesamten, neuen Weltanschauung, es signalisiert eine neue Funktion der Kunst, einer neuen bisher nicht gehörten Kunstsprache. Das neue Signifikant und seine neuen Signifikate aufzudecken, gilt unser Bemühen. Munchs Werk ist der erste Versuch, aus dem Herkömmlichen auszubrechen, alle späteren Durchbruchversuche wären ohne das nicht möglich gewesen. Um mit Umberto Eco zu sprechen: „Hier offenbart sich der Bruch zweier Kulturen endgültig, irreversibel und unheilbar.“¹ Die neuen Stilmittel, die neuen Strukturen, die sich aus dem Werk herauslesen lassen, lassen auch auf die Struktur der Gesellschaft, der das Werk entsprossen ist, schließen, lassen die Wechselwirkung zwischen Werk und Umwelt erkennen.

Ich versuche also, um es zu wiederholen, durch die Dechiffrierung dieses Werkes, das paradigmatisch für

den Anbruch einer neuen Epoche steht, die neuen Werte unserer Zeit freizulegen.

Der zweite Teil der Untersuchung ist soziopolitisch. Es wird die Frage gestellt, wie es möglich war, daß dieser revolutionärste aller Stile, dieser „Umbruch“, und was es noch an Bezeichnungen namhafter Kunsthistoriker für diesen Stil gab, mit dem auf allen Gebieten des geistigen Lebens Dämme eingerissen wurden, Traditionen über Bord geworfen wurden – in der Physik ebenso wie in der Philosophie, in der Musik ebenso wie in der Mathematik – von den Kunsthistorikern so beiläufig behandelt wurde, daß er ihrer Meinung nach nur eine kurzlebige, ein bis zwei Dezennien dauernde Kunstbewegung gewesen wäre. Ein Stil, der die gesamte bisher gültige Kunstauffassung revolutioniert hatte, hätte demnach kaum ein Menschenalter gedauert!? Einige wenige haben allerdings den Bruch erkannt; so schreibt Ernst Bloch: „So gewaltig ist der Riß zwischen Leibl und Chagall, Wagner und Schönberg, Keller und Döblin, wie vielleicht noch niemals einer war, innerhalb der ‚Kultur‘ der Neuzeit, ja innerhalb des kulturellen Gesamtkomplexes von Athen bis zum Klassicismus.“²

Vorerst schien mir also die Frage nach dem Phänomen, diesem neuen „Kunstwollen“, das eine umstürzlerische Bewegung bewirkte, wichtig; dann die Frage, warum es totgeschwiegen wurde. Warum wurde es so leisetreterisch abgewertet, wo doch seine Errungenschaften bis heute weiterleben, sich weiterentwickelt haben, das gesamte Kunstgeschehen bis heute prägen. Und alle geistigen, künstlerischen und denkerischen Ansätze aus den Anfängen vor knapp einem Jahrhundert heute ihre Früchte zeitigen. Daß die Geschichtswissenschaft hier anderen Gesetzen als denen des objektiven Berichts folgte, lag auf der Hand, ja, daß hier Geschichtsfälschung vorliegt, war nicht von der Hand zu weisen. Denn daß der Expressionismus, „diese letzte große Kunsterhebung“ (G. Benn), der sich eruptiv „zum ersten Mal in Munchs *Schrei* manifestierte“ (Kokoschka), nach zwanzig Jahren erledigt gewesen wäre, wäre eine historische Monstruosität gewesen, die keine Parallele in der Geschichte hat. Es hat ja auch tatsächlich nicht stattgefunden. Der Expressionismus, dies der Name mit dem der neue Stil nicht ganz so schlecht belegt wurde, ist heute lebendiger, präsenter denn je. Kein bedeutendes, repräsentatives Werk unseres Jahrhunderts, das nicht von den Ansätzen, die das gewaltige Werk von Munch zeigte, geprägt wäre. Keines, das nicht in irgendeiner Form von diesem geprägt wurde. Es geht daher darum, die Mechanismen aufzudecken, den Gründen für dieses „Vertuschen“, dieses um den „Heißen-Brei“ herumgehen, zu erklären. Daß es sich hier um ein psychologisches Phänomen handelt, ist sicher, besonders wenn man sich das Ursprungsland des Expressionismus überlegt und den Ort, wo er am meisten verdrängt wurde. Nicht nur können „Ideologie und Erzählstruktur in eine perfekte Verschmelzung treten“³, sondern man kann auch die ersten durch das Verdrängen der zweiten ungeschehen machen.

Kunst- und Kulturhistoriker neigen dazu, den Geschichtsablauf in Phasen zu unterteilen, die von neuen Erkenntnissen, neuen Entdeckungen getragen, ein neues Weltbild, ein neues Lebensgefühl schaffen, das

sich in ihren Kunstschöpfungen niederschlägt. Sie werden eine Art ikonisches Äquivalent für die neue intellektuelle und emotionelle Befindlichkeit des Künstlers und seine Zeit, zu einer Manifestation des kollektiven Unbewußten.

Solche neuen Phasen werden durch repräsentative, aufschlußreiche Themen, Bilder, ja oft Vokabeln erfaßt, in denen sich dieses Neue exemplarisch widerspiegelt. Charles Baudelaire⁴ hat dies erkannt, als er von „Schlüsselworten“, „Schlüsselbegriffen“, „Mots-Clefs“ schrieb. Nicht anders ist Gaston Bachelard⁵ in seinen Untersuchungen über die vier Grundelemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde vorgegangen. Die Prädominanz vom jeweiligen Begriff wurde aufschlußreich für die Geisteshaltung ihrer Epoche. Meist erwiesen sich solche Schlüsselworte als Schlüsselerlebnis, als Grundmerkmal des neuen Stils.

Für die letzte große Kunstphase, die mit der Jahrhundertwende einsetzte, die als „Expressionismus“ in die Forschung eingegangen ist, wurde ein solches Schlüsselwort die Vokabel: Schrei. Dies ist umso erstaunlicher, als z.B. die bildhafte Darstellung des Schreies, eines Schreienden, schon durch Lessings Forderung tabu war und tatsächlich in der Kunst nicht dargestellt wurde.⁶ Nun aber wird der Schrei in allen Künsten, sowohl in den bildenden Künsten als auch in der Literatur eines der häufigst verwendeten Themen.

Die Vokabel Schrei erscheint als Titel von Romanen, Essays, als Sammelname für Anthologien, mit zunehmender Häufigkeit in der Lyrik und im Theater. Der Schrei wird aber – und hier besonders auffallend – in der bildenden Kunst dargestellt. Die Vokabel Schrei wird zum „Pathoträger“ des Expressionismus par excellence. Es würde eines Forschungsteams bedürfen, das diesbezügliche Material zusammenzustellen und damit den Beweis zu erbringen, umsomehr als auch vor allem der Film und die Musik miteinbezogen werden müßten. Die Kürze dieses Aufsatzes erlaubt eine solche Vorführung nicht. Ich verweise daher auf meine Untersuchung *Der Schrei*, die einen Versuch darstellt, das Material vorzuführen.⁷

Die Initialzündung zum Aufgreifen dieses unerwarteten Motivs geht, wie schon gesagt, von einem Werk aus: *Der Schrei* von Edvard Munch aus dem Jahre 1892. Alle Form- und Inhaltswerte des Expressionismus, alle künftigen Kunsttendenzen sind in diesem Werk, das knapp vor hundert Jahren entstand, in nuce vorhanden. Im Jahr 1893 in Berlin ausgestellt, entfachte es, wie kaum je zuvor ein Kunstwerk, einen der größten Kunstskandale. Verständlich, denn dieses Bild schlug wie ein Blitz in die gewohnte Kunstszenen ein, provozierte einen unaussprechlichen Chock des Publikums. Tatsächlich brach dieses Bild mit allen bisher gültigen und gewohnten Kunstkonventionen, läutete eine der revolutionärsten Kunstepochen der europäischen, besser der abendländischen Kunst ein. Es sprach eine bisher nie gehörte Sprache, brach mit allen bisherigen Seh- und Denkgewohnheiten, stellte den Beschauer vor ein unverständliches Rätsel und konfrontierte ihn mit der Häßlichkeit kat-exochen.

In einem Nachruf, anlässlich von Edvard Munchs Tod, 1944, schrieb Oskar Kokoschka: „Edvard Munchs tiefen

schürfendem Blick war es gegeben im scheinbar opportunistischen Fortschritt die panische Weltangst zu diagnostizieren.“ Und Kokoschka weiter: „Mit dem Bild *Der Schrei* wurde der Expressionismus geboren.“⁸

Beide Aussagen Kokoschkas stehen zurecht: Mit diesem Werk wurde der Expressionismus geboren, mit ihm der Grundtopos des kommenden Jahrhunderts – die Weltangst – erkannt.

Seither ist über das Werk und seinen Schöpfer, über die Bedeutung des Bildes, wenig über den Expressionismus geschrieben worden. Doch entging niemandem die revolutionäre Dimension des Bildes, die Absage an alles bisher von einem Kunstwerk geforderte: das Schöne, das Wahre, das Erhabene. Von kulinarischem Genuß konnte bei diesem Werk wohl nicht die Rede sein, wohl aber von der subversiven, provozierenden, chockierenden Kraft, die es ausstrahlte. Hier war ohne Zweifel etwas Neues in den Bereich der Kunst eingebrochen.

Im folgenden sollen an Hand einer Art Tiefenanalyse alle formalen, inhaltlichen und psychologischen Aspekte des Werkes aufgedeckt werden und bewiesen werden, wie in diesem Werk alle Dimensionen unseres heutigen Weltgefühls und unseres Weltbildes, das vom Aleatorischen über das Absurde bis hin zum Apokalyptischen geht, vom Ichzerfall bis zum kollektiven Wertzerfall reicht, nachgewiesen werden. Alle Ismen der folgenden Zeit, sind nichts anderes als ein Aufgreifen einer der Facetten, die gesteigert zu einem neuen Stil führen. Dies erklärt den Pluralismus der Kunstbewegungen und Kunstströmungen der heutigen Kunstszene, unübersehbar ist aber das Gemeinsame.

Hat nun dieses Werk, das zugleich ein Manifest ist, auch nur annähernd seine Botschaft, seine Bedeutung preisgegeben? Kann man es deuten, erklären? Ist seine ikonographische Aussage, ist das Werk, das inzwischen selbst zu einer Ikone unserer Zeit geworden ist, erschöpft? Wir bezweifeln es. Zu komplex, zu widersprüchlich, zu unerklärlich bietet es sich uns dar.

Denn: soviel auch über das Bild geschrieben wurde, bleibt es immer noch ein Rätsel, das wohl auch wir nicht zur Gänze klären werden können. Sollte vielleicht seine Rätselhaftigkeit Teil seiner Aussage sein?

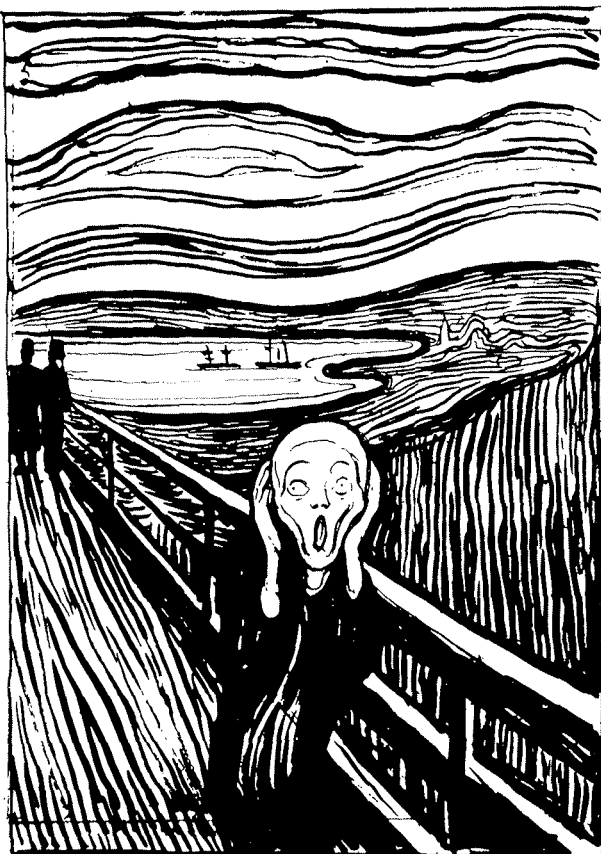
Dargestellt ist ein schreiendes Geschöpf. Munch selbst nannte sein Bild *Der Schrei*. Über sein Entstehen sind wir durch den Künstler auch bestens informiert.⁹ Demnach geht es um ein konkretes Erlebnis: Munch ging mit zwei Freunden in Oslo spazieren, sie gingen über eine Brücke, „unten lag der Fjord, plötzlich färbte sich der Himmel blutrot und ich hörte einen großen Schrei.“ Dieses nicht näher erklärbare Erlebnis beeindruckte Munch so sehr, daß er immer wieder darauf zu sprechen kam, er es immer wieder malerisch und auch literarisch zu verarbeiten versuchte. Noch vierzig Jahre später ist das Erlebnis so virulent, daß er es in seinem Opus „Alfa und Omega“ verarbeitet.

Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser halluzinatorischen Erfahrung entstehen vorerst Zeichnungen und Skizzen, eine Bildserie. An ihnen können wir die aufschlußreiche Entwicklung ablesen, die vom ersten Entwurf bis zur endgültigen Redaktion, der berühmten und bekanntesten aus dem Jahre 1892 führt. In Wahr-

heit kann hier aber nicht von einer Entwicklung gesprochen werden, denn die letzte Fassung des Gemäldes ist keineswegs die logische Fortsetzung der ersten. Plötzlich bedient sich Munch einer bisher unbekannten Kunstsprache, eines bisher unbekannten Code's, vermittelt eine bisher noch nie gehörte Botschaft. Alle bisher gültigen Paradigmata sind plötzlich aufgehoben. Welches waren die alten, welches sind die neuen?

Die erste Fassung des Bildes ist eine Genreszene, illustriert das Ereignis, das Munch uns mitteilt. Man sieht die drei Freunde, die Brücke, den Fjord und den roten Himmel. In den folgenden Fassungen operiert Munch mit diesen Elementen, wie auf der Suche nach etwas Unbekannten. Die Freundesgruppe trennt sich, eine Figur isoliert sich, die Achsensymmetrie des Bildes wird aufgehoben, die Brücke gewinnt an Bedeutung und wandelt sich zu einer sich rasant verjüngenden Diagonale. Man erkennt, Munch sucht nach Mitteln, die adäquat wären, den inneren Gehalt des Erlebten wiederzugeben. Eine Figur, von den anderen getrennt, lehnt nun allein, mit abgewendetem Gesicht am Geländer, das Gesicht von einem Hut verdeckt, wie verloren in den Anblick der Landschaft. In der letzten Fassung ist der entscheidende Schritt getan: Die Gestalt ist in die Bildmitte gerückt, an den vordersten Rand, nicht mehr im Profil und am Geländer lehnd, sondern sich in frontaler Haltung an den Beschauer wendend, ihn so gleichsam direkt ansprechend. (Ob dieser entscheidende Schritt unter dem Einfluß der damals im Musée de l'Homme ausgestellten peruanischen Mumie ge-

Edvard Munch: *Der Schrei*



schehen ist, ist irrelevant. Auch Einflüsse unterstehen persönlichen Entschlüssen, sind eigene kreative Entscheidungen.)¹⁰

Durch die Frontalität tritt die Hauptfigur in ein direktes Ich-und-Du-Verhältnis zu dem Beschauer, damit ist die bisher geschlossene Bildwelt durchbrochen, die dargestellte Figur nimmt uns in ihre Welt auf, das Kunstwerk öffnet sich zur realen Welt. Eine Forderung, die in der bildenden Kunst wie in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts immer radikaler gestellt wurde. Hier ist sie zum ersten Mal vollbracht, wir stehen vor einem der ersten „offenen Kunstwerke“, wie es von Umberto Eco analysiert worden ist.¹¹

Weitere Ergebnisse folgen: die uns nunmehr zugewendete Gestalt ist nicht mehr jenes Subjekt, das den „Schrei der Natur gehört hat“ und von dem Munch berichtet und in den ersten Fassungen darzustellen versucht; sie verschmilzt mit dem erzählenden Subjekt, ist Objekt und Subjekt zugleich, sie steht vor uns und schreit uns direkt entgegen.

Andererseits aber hält sie sich die Ohren mit überdimensional vergrößerten Händen zu, doch nur um sich selbst vor einem Schrei zu schützen.

Eines ist sicher, vom ursprünglichen, erzählerischen Genrebild ist nichts geblieben. Die zu ikonenhafter Strenge erstarrte Figur ist nicht mehr der Spaziergänger von einst. An seine Stelle ist ein Geschöpf getreten, geschlechtslos, weder Frau noch Mann; in sein hemdartiges loses Gewand gehüllt, entbehrt es jeder körperlichen Dichte. Es ist eine Chiffre geworden, Inkarnation eines Schreies. War demnach die erste Fassung noch eine logische erfaßbare Darstellung, Wiedergabe des nachvollziehbaren Geschehens, das ein erzählendes Subjekt und ein erzähltes Objekt hatte, so ist hier alles unklar, undeutbar, entbehrt jeder Logik. Wer ist dieses Geschöpf? Was schreit da? Die Natur? Das rätselhafte Geschöpf? Wir werden es nie wissen. Geblieben ist einzig jene Beklommenheit, etwas Drückendes, Unheimliches, Erschreckendes. Nicht schreit hier ein Mensch aus einem bestimmten Grund. Vielmehr scheint es hier um die Illustration eines abstrakten Schreies zu gehen. Das Geschöpf ist auch paradoxerweise zweimal in den Begriff Schrei eingebunden: als aktiver und passiver Schrei. Einmal als Schreiender, mit weit aufgerissenen Mund, ein zweites Mal als einer, der den Schrei über sich ergehen läßt, ihn erduldet und sich mit den an die Ohren gedrückten Händen schützt.

Fassen wir zusammen: Hatte bisher ein Künstler uns in seinem Werk ein Ereignis mitgeteilt, einem Werk, wo es den Erzähler und das Erzählte gab, deutlich unterscheidbar, das Erzählte sich in einem verständlichen Zeit-Raum-Gefüge abspielte und wo es uns, den Beschauer gab, so ist all dies aufgehoben. Diese Struktur ist noch deutlich in der ersten Fassung des Werkes vorhanden, in der letzten ist sie total aufgehoben. Wer erzählt wem was? Wo ist die Trennung zwischen Erzähler, Erzähltem, Erdulder? Wo spielt das Ganze sich ab? Lauter Fragen, auf die das Bild keine Antwort gibt. Munch gab seinem Werk den Titel *Der Schrei*. Ein bisher ungewohnter Titel, es hätte „Angst“ heißen können, damit eine menschliche Befindlichkeit ausdrückend. Doch an Stelle dieser überfällt uns der Künstler in

direktester Form mit diesem Urgefühl, diesem Urzustand, das an keinen bestimmten Raum, an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Es ist die „Angst“ des Menschen der sich als ein „Geworfener“ erkennt! (Heidegger)

Die Verunsicherung, das ikonographisch Undeutbare beschränkt sich auf die Inhalte und Formen unserer empirischen Welt, wir sind so unfähig den Inhalt des Bildes, wie wir es von anderen gewohnt sind, rational zu erfassen. Munch hat in diesem Bild die Dimensionen der Rationalität verlassen. Hier schreit nicht ein bestimmter Mensch, hier schreit einer-für-alle – seine Existenzangst, seine Lebensangst und nimmt uns in diese große Angst hinein. Welch ein Weg von der genrehaften Erzählung der ersten Fassung zu dieser bisher ungeahnten Mitteilung einer existentiellen Befindlichkeit!

Munch hatte sein Bild *Der Schrei* genannt; wer hat je die Natur schreien gehört? War es eine Halluzination? Projektion einer nervlichen Überreiztheit, die bei Neurotikern, wie es Munch war, pathologische Dimensionen annehmen kann? Wir kennen ähnliches von hypersensiblen Künstlern. K.H. Bohrer¹² spricht in seiner *Ästhetik des Schreckens* vom neurotischen Klima der Zeit, von einer neurotischen Betonung des Nervenreizes und von einer Hellhörigkeit der Angst, vor allem von einer Überempfindlichkeit gegen Geräusche. Auch andere Autoren, etwa A. Künzli¹³, verweisen auf eine neurotische Komponente unseres Jahrhunderts. Sicher ist E. Munch durch ein traumatisches Erlebnis in seiner Kindheit für derartige Erlebnisse prädisponiert. Genügt dies um sein Werk zu erklären, genügt es vor allem um die Bedeutung, die Häufigkeit dieses bisher unbekannten Topos „Schrei“ in der gesamten Kunst des Westens zu erklären? Die bis heute nicht nachgelassen hat? In allen Kunstgebieten immer vehementer verwendet wird? Ein Beispiel aus dem Jahre 1977, es stammt vom Komponisten Christobal Halffter: „Ich glaube, daß alle Schreie, die der Mensch seit Urzeiten – aufgrund von Angst, Ungerechtigkeit und Schmerz, den ihm seine ‚Brüder‘ antaten – ausgestoßen hat, irgendwo erfaßt werden müssen. Es ist das, wie eine weitere Sphäre, die unsere Welt umgibt. Ich wollte dieser klingenden Sphäre einen Klang entnehmen, um ihn meinem eigenen Schrei einzufügen.“¹⁴

Munch hat, als Künstler auch Seismographie seiner Zeit, divinatorisch nicht nur alle Grundstrukturen unserer heutigen Zeit vorweggenommen, sondern mit ihnen die Grundbefindlichkeit des Jahrhunderts. Ohne Munch kein Francis Bacon, ohne Munch kein Antonin Artaud! Auch Hermann Broch hatte erkannt, „daß mit dem Ersten Weltkrieg das Zeitalter der Angst angebrochen war.“

Wir sind aber mit der Analyse von Munchs Werk noch nicht am Ende. Halten wir fest: Da die Ursache der Angst und des sie auslösenden Schreies unerklärt bleibt, die Ursache unbekannt, wir nicht wissen wer und warum geschrien wird, ist das dargestellte Ereignis aus dem uns gewohnten Kausalitätsprinzip herausgenommen. In Goyas Gemälde „Die Erschießung am 2. Mai“, schreit der Verurteilte angesichts des Erschießungsspektrons in seiner Todesangst, in Grünewalds „Kreuzi-

gung“ im Museum zu Kolmar, schreit Christus – stellvertretend für die Menschheit – aus Schmerz. In Munchs Bild jedoch fehlt jedwede Begründung. Wir stehen an der Schwelle der Absurdität, wir wissen wohl nicht warum geschrien wird, wir sehen nur, daß da ein unerklärbares Geschöpf schreit, ganz entsetzlich, fürchterlich, über alles Erdenkbare hinaus schreit.

Zugleich reißt dieses Geschöpf, das uns mit aufgerissenem Mund aus dunklen Augenhöhlen anstarrt, durch seine Präsenz, seine Nähe in seine eigene, angst-erfüllte Welt und läßt uns so teilnehmen an seiner Angst. K.H. Bohrer beschreibt den Tod, den er mit einem Gorgonen-Haupt vergleicht mit folgenden Worten, die sich fast wörtlich auf Munchs Werk anwenden lassen: „Das Gesicht... mit... zum Schrei geöffneten Mund... das der Betrachter nicht nur als etwas Entsetzliches erblickt, sondern (wo) dieses Entsetzliche dadurch hervorgerufen wird, weil eben jenes Gesicht, das wir selbst sehen, etwas Entsetzliches zu erblicken scheint.“¹⁵

Doch immer noch hat unser Versuch einer Tiefenanalyse nicht seine letzte Schicht preisgegeben. Munchs Werk reißt noch weitere Bewußtseinsschichten an. Ebenso wenig wie sich die Wiedergabe der Gestalt an Gesetze der Mimesis hält, im Gegenteil jede Forderung von Anatomie ignoriert, ebenso wenig erlaubt die Wiedergabe das Ambiente, die Umwelt, in der sich die Gestalt befindet, einen Hinweis auf eine reale Welt. Lediglich Erinnerungsfetzen weisen auf das Initialerlebnis, von dem Munch berichtet hat, hin: etwa die Brücke, der Fjord, die Freunde, der blutrote Himmel, sind andeutungsweise in Spuren erkennbar. Auch hier ist die seit Aristoteles geforderte Mimesis, der die Kunst des Abendlandes seit fast zwei Jahrtausenden gefolgt war, negiert. Erinnern wir an die fast um die gleiche Zeit gemalten Bilder der Impressionisten, strotzend vor Lebensfreude, gebadet in Licht und Sonne! Die Landschaft in Munchs Bild ist ebenso naturfern wie die geschlechtslose Gestalt, mit dem birnenförmigen Schädel, dem gekrümmten flachen Körper und den überdimensionalen Händen, die gelenklos aus dem Armen wachsen und das Gesicht umfassen. Der dreidimensionale Raum in seiner Lesbarkeit ist aufgehoben. Die Brücke, die sich in dynamischer Verkürzung jeder normaler Perspektive entzieht, widerspricht den flachen Kurven des Himmels. Alles ist pathosgeladen, wie das Geschöpf, das uns hier zum ersten Mal in der Geschichte der „Moderne“ frontal gegenübersteht, um uns durch seine rätselhafte Gewalt in seine ebenso rätselhafte, angsterfüllte Welt zu reißen, und um mit Walter Benjamin zu sprechen „jenen Schock, jene Botschaft vermittelt statt ihn darzustellen.“ Das Bild ist demnach, in jeder Hinsicht, eine Herausforderung. Munch bricht hier mit allen formalen und inhaltlichen Konventionen, wirft gewohnte Strukturen über Bord. Hier geht keine Entwicklung vor sich, hier handelt es sich – entwicklungsgeschichtlich gesprochen – um eine Mutation, wie sie auch B. von Schloezer¹⁶ in der Musik mit dem Aufkommen der Zwölftonmusik festgestellt hat. Eine ähnliche Umpolung weist auch Roland Barthes¹⁷ in der modernen Literatur nach. Auch hier wird jene erzählende Person, die von den Gestalten des

Kunstwerkes in dritter Person spricht, entfallen, statt dessen wird in der ersten Person gesprochen – zum ersten Mal bei R.M. Rilkes *Malte Laurids Brigge* nachweisbar; und mit der Aufgabe des objektiven Erzählers geht die Aufgabe der Zeit einher: „des raunenden Imperfekts“, wie es Thomas Mann nennt. Bei Munch geht mit dem Verlust der Zeit auch der Verlust des empirischen Raumes einher.

Wir sehen: der Versuch einer Dekodierung von Munchs Werk kommt einem Abenteuer gleich, dessen Ausgang ein Rätsel ist, und das bei jedem Schritt ein neues aufgibt.

Eines ist deutlich geworden, daß an Stelle bisher objektiv mitgeteilter Ereignisse, Reizstimuli, expressive Valeurs getreten sind, die eine Botschaft mehr verbergen als erklären, mehr andeuten. An Stelle eines engen Handlungsfeldes, eines streng umrissenen Handlungsablaufes, zeitlich begrenzt, ist hier ein undeutliches, vages aber umso intensiveres Empfindungsfeld getreten. Es entsteht, um es mit Umberto Eco's Worten zu sagen, „ein ikonisches Äquivalent für eine emotionale Befindlichkeit.“

Welcher Mittel bedient sich Munch, um sie uns zu vermitteln?

Einmal in der Aggressivität der Darstellungsmittel, etwa der übertriebenen Verkürzung der Brücke, der übertriebenen Rotfärbung der Wolken, der aus dem Bildraum heraustretenden Gestalten, die selbst aber körperlos und flach sind.

Wie der Raum ist auch seine Koordinate die Zeit aufgehoben. Hier herrscht nicht eine gemächliche Zeitabfolge, an die wir bisher gewöhnt waren, die uns erlaubt, das Geschehen in Ruhe, seinen logischen Gesetzen gemäß, abzulesen, nachzuvollziehen. In Munchs Werk wird zum ersten Mal jenes Phänomen der Moderne, das Bohrer „das Plötzliche“ nennt, erkennbar, und das – in Anlehnung an Kierkegaard, – das Schockerlebnis auslöst.¹⁸ Für Walter Benjamin kündigt diese Negation jeder Kontinuität, dieses „Plötzliche“ eine Katastrophe an. Das ist es wohl, das uns an diesem Bild ängstigt: die Ankündigung einer Katastrophe.

Die Hypostasierung des Augenblicks, dieses „Plötzliche“, das im Munchs Schrei zum ersten Mal Gestalt angenommen hat, wird in der Folge das zentrale Topos der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts. Für die Surrealisten wird der „Schock des Plötzlichen“ gleichsam zum Angelpunkt ihrer Kunsttheorie. Es führt weiter zum Phänomen des Aleatorischen, des A-logischen.

Dazu meint K.H. Bohrer, mit dem Blick auf das Kommende – daß sich hier historisch-politische Ereignisse in den semantischen Formen der Kunst ankündigen.

Bleibt für uns noch die Frage, ob wir die endgültige Botschaft, die weiter und tiefer reicht als die, die Munch uns verbatim gibt, erfaßt haben. Ist diese Botschaft in Worten überhaupt faßbar? Ist außer dem „thrill of horror“, den das Bild vermittelt, mehr vorhanden? Läßt sich eine weitere Ebene aufdecken? Kaum. Denn auch der „thrill of horror“ verschweigt den wahren Grund des Horrors, welches die angekündigte Katastrophe tatsächlich ist. Badet doch das Bild schon durch den Namen, nämlich *Der Schrei*, und durch die Begriffsaure, die diesen Namen umfaßt, dort, wo sich

eine rationalistische Deutung verweigert. So bleibt das Werk Munchs, dem in der Folge eine ganze Lawine ähnlicher Werke folgen werden, trotz unseres analytischen Versuches, dem Bereich des Unerklärlichen und damit des Unheimlichen verhaftet. Ein Bereich in dem für Freud der Tod angesiedelt ist, weniger als individuelles Erlebnis, denn als aus dem kollektiven Unterbewußtsein strömend und einen Rest urzeitlicher Assoziationen mit sich führend.

Somit handelt es sich nicht mehr um ein individuelles Erlebnis einer hypersensiblen Persönlichkeit, sondern kann zu einer Metapher der nunmehr nicht mehr rational deutbaren Welt der „Moderne“ werden. Dreißig Jahre später lesen wir bei Ernst Jünger die Beschreibung eines Kriegserlebnisses; beim Anblick eines toten Soldaten: „Es ist dem Grauen verwandt, (das) dem Gesicht der Gorgo ... eine lähmende Sekunde der Stille, in der sich die Augen trafen, ... dann trieb der Schrei hoch, steil, wild, glutrot, der sich in die Gehirne brannte als glühender unvergesslicher Stempel!“ Hier haben wir das gleiche: das Auge in Auge blicken, die Kupplung visueller und akustischer Eindrücke, das „Plötzliche“.

Bleibt als Letztes noch die revolutionärste und zugleich richtungsweisende Tat Munchs: Die Darstellung des Schreies, des zu einem Schrei entstellten Gesichtes. Von Lessing zu einem schriftlich niedergelegten Gesetz formuliert, war es schon vorher als Gesetz betrachtet gewesen, den Schrei zu meiden. Darstellungen des Schreies waren daher der abendländischen Kunst fremd gewesen. So ist Munchs Werk nicht ein Werk, das der Ästhetik des „interesselosen Wohlgefallens“ verschrieben ist, wohl aber der Ästhetik des Häßlichen.¹⁹ Die Erkenntnis des Häßlichen als eine neue Dimension der Kunst macht sich um die Jahrhundertwende bemerkbar. Sujets wie Irrenhäuser, Bordelle, Krankenhäuser ebenso wie ihre Insassen, werden entdeckt und erfreuen sich zunehmenden Interesses, werden in Zukunft aus dem Repertoire der Kunst nicht mehr wegzudenken sein. Auch hier ist Munchs Werk ein Vorreiter. Damit beschließen wir die Analyse des „Schreies“, des Werkes, das als Initialzündung eines neuen Stils angesehen werden darf.

Wie steht es mit dem Expressionismus selbst? Der Begriff als solcher wurde erst fast zwanzig Jahre später, von K. Scheffler¹⁹ als Gegenpol zum „Impressionismus“ geprägt und sollte sich, da er das Essentielle, das „Expressive“ dieses Stils erfaßt als brauchbar erweisen. Hermann Bahr,²⁰ wird wieder zehn Jahre später, die Bedeutung des „Schreies“ für die Kunst seiner Zeit erkennend, die Bezeichnung „expressionistischer Schrei“ prägen. Tatsächlich bemächtigte sich der Schrei aller Kunstformen, aller Kunstsprachen der folgenden Zeit: in Musik und Film, bildender Kunst und Literatur. Es ist, als ob mit der Entdeckung des neuen Topos eine Art Hypertrophie als Antwort an die vorangegangene Tabuisierung stattgefunden hätte. Und damit der Einbruch des Irrationalen in den Bereich der Kunst.²¹

In der Folge sollen einige besonders aufschlußreiche Werke, die auf dem Topos „Schrei“ gleichsam aufgebaut sind, paradigmatisch vorgeführt werden.

Unmittelbar unter dem Inpakt von Munchs Gemälde

entstanden einige Werke – ihr literarischer Wert steht hier nicht zur Debatte, – die gleichsam den Versuch widerspiegeln, Munchs Gemälde in Literatur zu übertragen. Sie beweisen, wie groß die Wirkung dieses Werkes auf die Zeitgenossen war. Da ist vor allem der Roman *Der Schrei* von Stanislaus Przybyszewski;²² der Roman erschien 1918, trägt inhaltlich und formal deutlich den Einfluß von Munchs Gemälde. Dazu kommt, daß Munch und Przybyszewski befreundet waren. Das gilt auch für den kurzen Essay von Popper-Lynkeus,²³ der in dem Sammelband *Phantasien eines Realisten*, um die Jahrhundertwende so etwas wie ein „Kultbuch“, erschien. Der Essay „Der Weltschrei“ ist, unserer Meinung nach, ohne Munchs Bild undenkbar. Da heißt es: „Ich sehe die Millionen von Seufzern, Schmerzen, Klagen, und alle die ungezählten Fälle von wildem Zorn, bösen Flüchen und von unterdrückter Wuth. Wo könnten denn alle diese furchtbaren Laute und Schreie hin gerathen sein? Sie mußten ja im Weltall bleiben, und es immer mehr erfüllen! Alle Schrecken der Vergangenheit bleiben bestehen, die Gegenwart wirft immer neue hinter sich – muß nicht die Zukunft der Welt endlich in der Fülle (der Schrei, d.A.) von Schmerz ersticken?!... Wenn die Welt des Nachts zu träumen beginnt, muß dies Alles nicht hervorbrechen und durch den grenzenlosen Raum hin widerhallen?“ Hat Christobal Halffter, der seine Zeilen 1977 schrieb, die inhaltlich mit denen von Popper-Lynkeus identisch sind, die letzteren gekannt? Kaum. Woher also die Identität?

Direkt unter Munchs Einfluß entsteht knapp 100 Jahre später, 1982, das Gedicht von Derek Mahon²⁴ „Girls on the Bridge“ mit dem Motto: Munch 1900!

Programatisch für den Expressionistischen Schrei steht J.R. Bechers²⁵ Gedicht, das 1912 in der Zeitschrift „Aktion“ erschien, es heißt „Mein Schrei“! Die letzte Zeile lautet: „Oh du mein Schrei: auch Schrei der Zeit!/ Steh auf! Schlag nieder! Stoß zu! Brecht auf!“ Ernst Stadler²⁶ formuliert es in seinen Gedicht „Anrede“ ähnlich: „Ich bin nur Flamme, Durst und Schrei und Brand.“

Die Lyrik dieser Zeit ist in Frankreich, England, Spanien ein einziger Schrei: Garcia Lorcás dichtet ein Gedicht das „El Grito“²⁷ heißt, Majakowski nennt sich „den Schreihals der Nation.“²⁸ In Frankreich ist Antonin Artaud die Gallionsfigur; bezeichnend, daß er während der Studententurbulenzen 1968 neuentdeckt wurde, Martin Esslin²⁹ faßt die Bedeutung Artauds zusammen. Er ist im Besitz einer Tonbandaufzeichnung der letzten Radio-Sendung Artauds, die nicht ausgestrahlt wurde, da sie als blasphemisch empfunden wurde. Esslin schreibt: And so I can listen to Artaud's own voice and he recites his weird and violent words and utters his wild piercing, inarticulate cries outbursts of such a deep in – tensify of anguish beyond speech that they freeze the blood: it is as though all human suffering, mankind's pain has been compressed into these, primal shrieks.“ Artauds Theater führt bruchlos über in das Theater des Absurden, ähnlich wie es selbst bruchlos aus Strindbergs Theater hervorgegangen war. Artaud starb 1948.

Das Theater scheint sich – ähnlich wie der Film, ganz besonders für die Verwendung des Schreies geeignet

zu haben. So beginnt das Theaterstück von R. Goering: „Die Seeschlacht“³⁰ (1917) mit der Regieanweisung: „Die Besatzung stößt einen Schrei aus.“ Das Stück selbst ist nichts als der kollektive Angstschrei der Besatzung, die, dem Untergang geweiht, sich im Kanonenturm eines Unterseebootes befindet. Liest man Theaterstücke dieser Zeit – aber auch spätere, so wimmelt es von Regieanweisungen wie etwa: „Gebrüll“, oder: „Schreien“, weiter „Wildes Geschrei“ u.ä. Dies alles scheint wie die Bestätigung der Worte von Arnold Schönberg, der in seinen „Frühe Aphorismen“ 1909 geschrieben hat: „Kunst ist der Notschrei jener, die an sich das Schicksal der Menschheit erleben.“ Selbst der Roman bemächtigt sich des Topos. Den expressionistischen Roman katexochen verdanken wir A. Döblins *Berlin Alexanderplatz*³¹ (1929). Hier sind alle Elemente, die wir bei der Analyse von Munchs „Schrei“ freilegen konnten, verarbeitet, gehören zu dem Stilwollen des Autors. Und von Schreien wimmelt es nur so!! Hier gehen Expressionismus und Futurismus – der letztere ein kurzlebiger, politisch betonter Ableger des ersteren – eine Symbiose ein (Döblin war mit Marinetti, dem Vater des Futurismus, befreundet). In seinem Roman *Berlin Alexanderplatz* wird im Kapitel „Der Tod singt sein langsames, langsames Lied“ der Tod des Helden Franz Biberkopf folgendermaßen beschrieben:

„Und im Blitzen des Lichtes und während es schwingt und blitzt und hackt, kriecht Franz und tastet die Leiter, schreit, schreit, schreit Franz. Und kriecht nicht zurück. Schreit Franz. Der Tod ist da/ Franz schreit./Es schreit Franz. Kriecht an und schreit/Er schreit die ganze Nacht. Ist in Marsch gekommen, Franz. Er schreit in den Tag hinein./Er schreit in den Vormittag hinein./Schreit in den Nachmittag hinein./Schwing fall hack./Schreit in den Abend, in den Abend. Die Nacht kommt./Schreit in die Nacht, Franz in die Nacht... usw.. Das also ist der Untergang des Franz Biberkopf gewesen, den ich beschreiben wollte vom Auszug Franzens aus der Strafanstalt Tegel bis zu seinem Ende in der Irrenanstalt Buch im Winter 1928/29.“³²

Der Tod, die Strafanstalt, die Irrenanstalt und seitenlang der Schrei! Die Themen von Döblins Roman, die Themen des Expressionismus, die Themen, die wir aus der Analyse von Munchs Schrei herauszukristallisieren versuchten. Und unter ähnlichen Bedingungen, mit einem ähnlichen Vokabularium, stirbt auch Miese, Franz Biberkopfs Geliebte:

„Schreien, schreien, unaufhörlich aus ihrem Mund, qualvolles Schreien... eine Schreimauer, Schreilanzen... Schreisteine... Quellendes Schreien, Schreimassen gegen das da, keine Zeit, keine Stunden, kein Jahr...“

Alle Formalelemente des Expressionismus – vor allem sein Signalwort – sind da: Auflösung der Syntax, Zerschleudern der Sprache, Auflösung des Zeitbegriffes, ein Hineintauchen in eine Welt jenseits von Logik, von Ratio, eine Welle irrationalistischer Themen überspült uns und reißt uns fort! Der Roman Döblins entstand im Jahre 1929. Fünfzig Jahre später schrieb G. Grass seine *Blechtrommel*³³. Nicht ein primitiver Arbeiter, eine unterwüchsige Kunstfigur ist der Un-Held des

Geschehens, das hier ebenso wirr, ebenso bar jeden erklärbaren Sinnes ist; es spielt im Deutschland Hitlers; auch hier stirbt der Held in einer Heilanstalt. Entscheidend aber für unsere Problemstellung ist, daß der Held des Romanes, der im Wachstum zurückgebliebene Knabe, die seltene Gabe besitzt, entsetzlich zu schreien und durch den Schrei alles Glas zu „zersingen“, begleitet von seiner Kindertrommel. Es ist ein zerstörerischer Schrei. Das Oeuvre von Grass ist nicht nur logische sondern auch unmittelbare Weiterentwicklung des Romanstils, wie er bereits von Döblin zur Meisterschaft gebracht worden war.

Außerhalb Deutschlands, in Frankreich, schreibt 1947 A. Camus seinen Roman *Die Pest*.³⁴ Auch hier wird – ähnlich wie bei Döblin – das Wort, der Terminus Schrei jenseits jeder Semantik, lediglich um seiner Gefühlsaura willen bei der Beschreibung des Todes des unschuldigen Kindes verwendet, durch Zeilen hindurch einfach wiederholt.

1978 erschien H. M. Enzensbergers Werk *Der Untergang der Titanic*.³⁵ Ein episches Gedicht, das die Hybris des Menschen unseres Jahrhunderts zum Inhalt hat. Auch hier – obwohl es sich um ein faktisches Geschehen handelt, ähnlich wie ein halbes Jahrhundert vorher in Goerings *Seeschlacht* – transzendiert das Epos die nackte Faktizität, alles mischt sich mit allem. Alle Grenzen sind überschritten. In den 33 Gesängen, in denen sich Authentisches – wie etwa die Angabe der Speisenfolge des Menüs, des Diners, das am Abend des Untergangs serviert wurde – mit lyrischen und balladesken Gesängen mischt, mit Kommentaren zum Tagesgeschehen, erkenntnistheoretischen Exkursen, politischen Bemerkungen zur aktuellen Kubakrise, all das erinnert an die ähnliche „Montagetechnik“ bei Döblin, die von nun an ein bestimmendes Formmittel der Kunst sein sollte. Dann aber, nach dem fatalen Zusammenstoß mit dem Eisberg, folgt die Beschreibung der Geretteten auf den Ruderbooten:

„Daraufhin ruderten sie ... so schnell sie nur rudern konnten, fort/von der undurchsichtigen blanken Stelle,/an der die Titanic untergetaucht war, doch/ den Schreien entkamen sie nicht. Es war/unter diesen Schreien ein jeder verschieden/von jedem anderen, der schrille Angstruf vom heiseren Brüllen, deutliche verschieden/das gellende Flehen vom erstickten Geheul,/und so weiter, fuhr die Stimme gleichmäßig fort,/und so fort, und es waren die wenige, die da schrien, sondern tausend,... die Stimmen ... trugen sehr weit...“

Enzensberger hat in der Beschreibung des Untergangs die gesamte Palette der Gefühlsregungen, die sich im Schrei äußern können, beschrieben: den Todeschrei, den Angstschrei, den flehenden Schrei, den Verzweiflungsschrei usw.

Der expressionistische Schrei blieb nicht an die deutschsprachige Literatur gebunden. Wir finden ihn, ebenfalls hypertrophiert, in England, Spanien, Italien, in Frankreich³⁶.

Die Reihe von Kunstwerken aller Gebiete vorzuführen, die „den Schrei“ als zentrales Motiv verwenden, könnte ins Uferlose erweitert werden. Das herrliche Gedicht von G. Lorca³⁷ „El grito“, der Schrei, ist im sel-

ben Jahr entstanden wie Picassos „Guernica“, mit dem ihn auch eine enge Freundschaft verband. Auch hier ist der Schrei verselbständigt, erhebt sich „wie eine Ellipse von Tal zu Tal“, ein universaler Schrei!

In letzter Zeit entstanden, um noch einige Beispiele zu nennen, der Roman von Marianne Fritz *Die Schwerkraft der Verhältnisse*³⁸. Die Heldin trägt den vielsagenden Namen Berta Schrei. Und Peter Handke³⁹ hat, viel weitergehend, in seinem *Chinesen des Schmerzes* eine ganze, lange Passage geschrieben, wo es lediglich um einen Schrei geht. Er wiederholt die Vokabel seitenlang, lediglich auf die dem Vokabel inhärente Wirkung bauend. In Handkes Text lesen wir:

„Doch tief in der Nacht – kein Geräusch mehr, ... nach einem jähen Auffahren und Ans-Fenster-Stürzen, ... den gurgelnden Todesschrei durch Unaufhörlichkeit übersteigerndes Erleiden. Und es handelt sich wirklich um einen Schrei: ein Geschrei: ein Schreien. Jemand schreit. Nein, nicht jemand: ein Kind schreit. Es sind die nicht endenden Schreie eines Kindes draußen, irgendwo in der Ebene ... Alle hören jetzt dieses Kinderschreien und halten den Atem an ... es ist kein übliches Weinen oder Plärren, aber auch kein sprachloses Geschrei: es wirkt zugleich als ein Rufen; ein immer wieder gebrülltes, zweiilbiges Wort ... die Schreie lassen nicht nach. Sie werden so ausschließlich, daß Hundert (und mehr) der Karsthöhlen im Untersbergblock, die Eiskeller, die Schächte, die Schlünde, die Schlote, die Windlöcher – zu einem einzigen sich von Höhle zu Höhle vergrößernden Schreiloch aufricht ... in den Schreipausen scheint immer wieder eine Fliege gegen die Fenster zu bumsen ... man wird (doch) Zeuge gewesen sein: wie für die Dauer des Schreies, die Birkenstraße, die Föhrenstraße, die Weidenstraße, alle Straßen der Siedlung, nur noch einen einzigen Namen hatten – ‚Straße Namenlos‘.“ Hat für diesen Text nicht Döblins *Alexanderplatz*, dieser große expressionistische Roman, Pate gestanden?

Abschließend noch Heiner Müllers Theaterstück *Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei*⁴⁰ (1975/76). In diesem kurzen Einakter, wie auf ein Skelett reduziert, finden sich alle Theatermodelle – und Ansätze, die sich zu Beginn des Expressionismus angekündigt haben. Keine durchlaufende Erzählung, Aufhebung eines verständlichen Zeit-Raumkonzeptes, schockartige, plakative Szenen, reich an Anspielungen – und wir schreiben das Jahr 1975! Da ist der Zynismus von Brecht, die Sprache Marinettis, da ist die Szene im Irrenhaus, da werden Figuren aus Lessings oder Kleists Dramen gleichwertig mit dem Entourage von Friedrich dem Großen auf die Bühne gebracht, an die Intelligenz des Lesers werden ebenso große Anforderungen gestellt wie an seine Phantasie. Was sich aus diesem Bühnenwerk herausdestillieren läßt, ist absoluter, endgültiger Nihilismus. Die Sinnlosigkeit und Grausamkeit der Geschichte wird schließlich in der letzten Szene, die sich „Apotheose Spartacus ein Fragment“ nennt, exemplifiziert. Der lebende Lessing und andere große Dichter werden von Arbeitern unter Sand vergraben, aus dem sich Lessing zu befreien versucht. Die Kellner (zugleich Arbeiter) verpassen dem leben-

den Lessing eine Lessingbüste ..., aus der er sich vergeblich zu befreien versucht. Unter der Bronze, in der er zu ersticken droht, hört man seinen dumpfen Schrei. *Finis operis*.

Besonders überzeugend für die neue, damals neu entdeckte Bedeutung des „Schreies“ wäre der Film. Erinnern wir uns an eine Schlüsselszene in Eisensteins „Potemkin“, wo die schreiende Kindermagd mit vor Entsetzen aufgerissenem Mund, mit verrutschter Brille, dem Kinderwagen nachblickt, der im Chaos des Revolutionsausbruches die Odessaer Treppe hinunterrollt. Eine Szene, deren optische und symbolische Kraft von einmaliger Großartigkeit ist und die dementsprechend Francis Bacon ein halbes Jahrhundert später zu einem seiner „schreienden“ Bilder inspiriert hat⁴¹. Für Ingmar Bergmans Filme sind Schreie von entscheidender Bedeutung innerhalb des filmischen Geschehens, ebenso für Polanski. Ken Russells Mahlerfilm zeigt den in seinem Metronom eingekerkerten Gustav Mahler als ausdruckssträchtiges Symbol. Die Sequenz des verzweifelt schreienden Mahlers ist von ungeheurer Einprägbarkeit.

Dies nur eine kleine Auswahl aus der überaus reichen Zahl von Filmen, die in unseren Problemkreis gehören würden. Auch die Musik, die wir nicht behandeln können, böte ein reiches Feld für unsere These. Stellvertretend aber für die Musik als Ganzes sei hier ein Dichter vorgeführt, der in seinem Romanwerk – in genialischem Ahnungsvermögen – die Bedeutung des expressionistischen Schreies, seine positiven und negativen Auswirkungen, seine Wurzeln im vorsprachlichen, vorlogischen, also im Unbewußten, Irrationalen, erkannt hat. Die Rede ist von Thomas Mann und seinem Doktor Faustus. Hier wird dem Expressionismus der Prozeß gemacht, ohne daß er je beim Namen genannt wird, aber es geht im Expressionismus ja nicht nur um einen Stil, es geht um eine Geisteshaltung, der Romantik und damit dem Irrationalismus, und diese waren Thomas Mann, dem letzten großen Humanisten der deutschen Dichtung, aus tiefster Seele zuwider. Ähnlich wie Goethe die Romantik, lehnte Thomas Mann den Expressionismus ab, weil er seine Gefahren erkannt hatte: jene Gefahren, die Georg Lukács auf politischer Ebene in seiner Untersuchung *Von Nietzsche zu Hitler oder der Irrationalismus und die deutsche Politik*⁴² expressis verbis aufgezeigt hat.

Wir wollen Thomas Mann hier ausführlicher zitieren, weil in seinem Text der modernen Musik – hinter der sich mit Recht der Expressionist Schönberg erkannt und dementsprechend reagiert hat –, also dem Expressionismus, der Prozeß gemacht wird, und er dies an einem Formmittel, dem Glissando, vornimmt, das er in genialischer Weise als den unartikulierten Schrei, also das expressionistische Schlüsselwort erkennt. In seinem im Exil geschriebenen Roman *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von seinem Freunde* (1947)⁴³ wird der schrecklichste, aufwühlendste Schrei tatsächlich als Ausdruck der Zeit und als das adäquate Tonmittel, das der Held des Romans, Adrian Leverkühn, in seinen Kompositionen, die bezeichnenderweise „Apocalipsis cun figuris“ und „Doktor Faustus Weheklag“ heißen, verwendet.

Der Roman spielt in der Gegenwart, das 47. Kapitel schließt mit dem Jahre 1947 und wird in Parallele gebracht mit der Zeit des historischen Faust, des Zeitgenossen Dürers, und dem zentralen Motiv – dem Pakt mit dem Teufel, den Faust schließt und sich den unteren Kräften der Hölle verschreibt; auf moderner Ebene ist es der Pakt, den der Held Adrian Leverkühn stellvertretend für Deutschland, das er repräsentiert, mit eben solchen unteren Kräften der nationalistischen Ideologie vornimmt. Der Roman setzt mit den Worten des Freundes und Erzählers an:

„Es ist ... kein Scherz ..., daß er sich nicht im klaren sei, ob es sich in diesem Werk um Ästhetizismus oder, um das ablösende Gegenteil der bürgerlichen Kultur in die Barbarei handle: Damit ist gleich zu Beginn das Überkippen der Moderne in die Barbarei angeschlagen! Wir wissen alle, daß es das erste Anliegen ... der Tonkunst war, den Klang zu denaturieren, den Gesang, der ursprünglich-urmenschlich ein Heulen über mehrere Tonstufen hinweg gewesen sein muß, auf einer einzigen festzuhalten und dem Chaos das Tonsystem abzugewinnen ... In ihr stehengeblieben, sozusagen als ein naturalistischer Atavismus, als ein barbarisches Rudiment aus vormusikalischen Tagen ist der Gleichklang, das Glissando, – ein aus tief kulturellen Gründen mit größter Vorsicht zu behandelndes Mittel, mit dem ich (der Erzähler Zeitblom, d.A.) immer eine antikulturelle, ja anti-humane Dämonie anzuhören geneigt war ... Wie entsetzlich wirken an der Stelle, wo die vier Stimmen des Altars das Loslassen der vier Würengel verordnen, welche Ross und Reiter, Kaiser und Papst und ein Drittel der Menschheit mähen, die Posauen-Glissandi, die hier das Thema vertreten, – dieses zerstörerische der sieben Zuordnungen oder Lagen des Instruments: Das Geheul als Thema (sic! d.A.) – welches Entsetzen! Und welche akustische Panik geht aus den wiederholt vorgeschriebenen Pauken-Glissandi. Die Wirkung ist äußerst unheimlich. Aber das Markerschütterndste ist die Anwendung des ‚Glissando‘ auf die menschliche Stimme, die doch das erste Objekt der Tonordnung und der Befreiung aus dem Urzustande des durch die Stufen gezogenen Heulens war – die Rückkehr also in den Urzustand, wie der Chor der ‚Apokalypse‘ sie bei der Lösung des siebenten Siegels, dem Schwarzwerden der Sonne, dem Verbluten des Mondes, dem Kentern der Schiffe in der Rolle schreiender Menschen grausig vollzieht.“ ... Und weiter: „Eine andere Ergriffenheit packt mich: Die Erinnerung an das Pandämonium des Lachens, das Höllengelächter, das, kurz aber gräßlich den Abschluß des ersten Teiles der ‚Apocalipsis‘ bildet. Ich hasse, liebe und fürchte es ... mit dem Gekicher einer Einzelstimme beginnenden und rapide um sich greifenden, Chor und Orchester erfassenden, unter rhythmischen Umstürzen und Konterkarierungen zum Tutti-Fortissimo grauenhaft anschwellenden, überbordenden, sardonischen Gaudium Gehennas, diese aus Johlen, Kläffen, Kreischen, Meckern, Röhren, Heulen und Wiehern schauerhaft gemischten Salve von Hohn- und Triumphgelächter der Hölle.“

Weiter kann man wohl in der Beschreibung des künstlerisch artikulierten, immer zutiefst expressiven Schreies kaum gehen, seine vorsprachliche, barbarische Komponente, die dem Expressionismus als Ganzes ja ebenfalls anhaftet, und das Exzessive des Gefühlsausdruckes, das dieser Musik, an Schönberg sich lehrend, anhaftet, verdeutlichen. Nur noch eine kurze Passage, in der Leverkühn auf seine eigene Lebensgeschichte, die in der NS-Zeit spielt, zu sprechen kommt und, ohne direkte Nennung, das Skandalum der Nazi-verhöre und ihre Praktiken beschreibt:

„... es geschieht im schalldichten Keller, tief unter Gottes Gehör, und zwar in Ewigkeit. Nein, es ist schlecht davon zu sprechen, es liegt abseits der Sprache..., die nur schwaches Symbol und ohne rechte Beziehung zu dem ist, was da ‚sein wird‘, zwischen dicken Mauern. Richtig ist, daß es in der Schalldichtigkeit recht laut sein wird, von Gilfen und Girren, Heulen, Stöhnen, Brüllen, Gurgeln, Kreischen, Zetern, Griesgramen, Betteln und Folterjubil, etc. etc.“

So weit die beschreibende Analyse jenes Formelements, das uns für das Wesen, den Inhalt und die letztendliche Botschaft des Expressionismus entscheidend scheint: „Der Schrei“, umgesetzt in die Musik als Glissando, als Zurück ins Barbarische der Geschichte.

In seinem klugen Buch *Das irdische Paradies* schrieb W. Hofmann⁴⁴: „Von Goya bis Munch geht der gellende Angstschrei der Verzweiflung durch die Kunst des 19. Jahrhunderts.“ Wir dürfen erweitern: Von Munch über Picasso, Artaud bis Handke u.a. hat sich der Schrei in der Kunst bis in die Gegenwart um ein Vielfaches gesteigert, wurde zum Grundtopos der Kunst unseres Jahrhunderts.

Hermann Bahr⁴⁵ hatte die weitreichende Bedeutung des „Schreies“ für die Kunst seiner Zeit erkannt und die Bezeichnung „Der expressionistische Schrei“ geprägt. Wir können auch tatsächlich den Schrei als Metapher, als Pathosträger, manchmal als verselbständigtes, aktives Substantivum durch Werke des ganzen Jahrhunderts verfolgen; wir konnten sehen, wie dieses Vokabel, in der „das Wort zum Ereignis wird“ (Jean Améry) von den Künstlern immer mehr als aussagetragendes Vokabel erkannt wurde, wie sich Künstler, Psychologen, mit diesem Phänomen auseinandersetzen, seine Bedeutung erkennend.

Michel Seuphor⁴⁶ hat sich mit dem Schrei als künstlerisches Phänomen auseinandergesetzt, seine stilbildende Funktion an Werken der modernen Kunst untersucht und erkannt. Auch für ihn ist der Schrei für die Kunst unserer Zeit das, was schon Ch. Baudelaire⁴⁷ „Schlüsselwörter“ genannt hatte und die für Baudelaire die „Obsession eines Künstlers“ aufdecken. Diese Schlüsselwörter decken auch, wie wir meinen, die Obsessionen unseres Zeitstiles auf. Der Schrei ist die „Obsession“ des Expressionismus.

Spätestens hier stellt sich die Frage nach der Rezeption des Expressionismus durch die zeitgenössische Kunst- und Literaturkritik. Überblicken wir die Szene der Kunstkritik, der modernen Kunstgeschichtsschreibung, so werden wir von einer Fülle neuer Stilbegriffe und Stilbezeichnungen gleichsam überschwemmt. Die

Sprachverwirrung des Babylonischen Turms war vergleichsweise übersichtlich. Da gibt es den Neo-Avantgardismus ebenso wie den Post-Avantgardismus, gefolgt von einem Transavantgardismus, selbst einen Post-post-Avantgardismus gibt es bereits, wo doch bereits die Koppelung des „post“ und „avant“ eine contradictio in adjecto ist. Neben dem „art informel“, der „Minimalart“, einer „Post-moderne“, gibt es aber auch einen „Abstrakten Expressionismus“, einen „Neo-Expressionismus“ – hier halten wir inne, der babylonische Turm droht einzustürzen! Noch eine unter diesen Richtungen sei genannt: der „Sub-Realismus“ für die einen, wird für die anderen zum „Neo-Expressionismus“, es handelt sich um das Oeuvre von Francis Bacon!

Nur ein Stil, nur eine Richtung fehlt in diesem Tohuwabohu: der Expressionismus selbst! Der Expressionismus ist aus dem Vokabular verschwunden. Statt dessen finden wir immer häufiger die Bezeichnung „Moderne“ bzw. „klassische Moderne“ für den Expressionismus bzw. für die frühe Phase des Expressionismus, oder schlicht „Avant-garde“. Nun gibt es kaum einen verwischteren Begriff als „modern“, der – da zeitgebunden – heute nicht mehr modern ist, was er gestern war! Warum aber wird der „Expressionismus“, die „letzte große Kunsterhebung Europas“, so geflissentlich totgeschwiegen, warum billigen ihm Kunst- und Literaturhistoriker eine Lebensdauer von höchstens zwei bis drei Jahrzehnten zu, wo doch Kunstbewegungen von weitaus geringerem revolutionären Impetus Jahrhunderte gedauert haben? Wohl lassen sich hier und dort schüchterne Meinungen hören, der Expressionismus wäre nicht tot – er ist es ja tatsächlich nicht, wie die Werke zeigen – sondern er ist gereift aus seiner Frühphase über einen Höhepunkt, jetzt vielleicht in einer Endphase gelandet, aber die offizielle Kunstbetrachtung verdrängt die Kunst- und Weltanschauung, die um die Jahrhundertwende begann.

Die scheinbar allzu genaue Analyse, die wir anfangs an Munchs „Schrei“ unternommen haben, sollte dazu dienen, den Wandel aller Formwerte untrennbar vom Wandel eines neuen Weltbildes aufzuzeigen. Dieses, latent schon viel früher nachweisbar, wie W. Hofmann nachgewiesen hat, manifestierte sich deutlich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts und dieser Wertwandel, der mit einem totalen Wandel des Menschen in der Welt, in seinem Verhältnis zu allen bisher gültigen Paradigmata, verbunden war, soll – wie die Literatur- und Kunsthistoriker meinen – kaum zwei Dekaden gedauert haben, seiner Kunst, dem Expressionismus, soll nichts geblieben sein?

In Wirklichkeit spielen hier andere, außerkünstlerische, psychologische Momente – einmalig in der Geschichte der Kunst – mit. Dem Expressionismus war es nicht gegeben, eine ungebrochene organische Entwicklung durchzumachen, wie es etwa der Gotik, der Renaissance oder dem Naturalismus des 19. Jahrhunderts beschieden war. Sie alle erstreckten sich über Jahrhunderte, prägten und waren geprägt von neuen Wertsystemen, neuen Weltansichten. Jetzt aber, um 1900 fand ein so globaler Traditionsbruch statt, wie ihn die gesamte Kultur des abendländischen Raumes kaum ge-

kannt hat, der mit dem Verlust aller bisher gültigen Kriterien einher ging. Der Parameter, der bisher gegolten hatte, galt nicht mehr, er mußte durch einen neuen, der erst zu erarbeiten war, ersetzt werden. Wie revolutionär der Umbruch war, erkennt B.d.Schloezer, der in der Musik der Modernen, recte des Expressionismus, von einer „Mutation“ spricht.

Mit dem Expressionismus geschah aber etwas noch nie Dagewesenes. Durch die Machtübernahmen des Dritten Reiches wurde der Expressionismus als „entartete Kunst“ abgestempelt, vernichtet, traumatisch abgewürgt. Die verbrecherische Absurdität ging noch weiter. Von der Rechten als „entartet“ verdammt, seine Künstler vertrieben, vernichtet, vergast, in den Selbstmord getrieben; von der Linken als „dekadent bürgerlich“ ebenfalls verdammt. In beiden politischen Systemen wurde eine neue, aus der Geschichte, ihren Problemen, ihrem Suchen nach neuen Wegen hervorge wachsene Kunst durch Parteibeschlüsse verboten und eine neue aufoktroiert. Die Elaborate kennen wir. Was aber geschah mit dem Expressionismus, soweit die Künstler noch am Leben waren und ihre Werke nicht vernichtet?

Im Jahre 1933 fand die Bücherverbrennung statt, mehr als 10 000 Bücher wurden offiziell verbrannt, auf kleineren Scheiterhaufen werden noch weitere verbrannt, sodaß viele Dichter, Autoren nicht nur aus Bibliotheken verschwanden, sondern auch – da an Universitäten nicht gelehrt – aus dem Bewußtsein der Leser. Im Jahre 1938 fand die Bilderverbrennung statt, offiziell sollen ca. 5000 Bilder verbrannt worden sein. Doch der Expressionismus war ja nicht nur eine deutsche Kunst- und Kulturbewegung! Einige Künstler waren nach Paris, Zürich, London, dann nach den USA geflüchtet; dort stießen sie auf Künstler, die von ähnlichen Tendenzen getragen waren, wenn auch durch Temperament und Geist verschieden. Man bedenke, daß im selben Jahr, in dem die Bilderverbrennung stattfand, Picasso „Guernica“ malte, das expressionistische Werk katexochen! Daß Artaud seine theatertheoretischen Schriften schrieb, die dort ansetzten, wo das deutsche expressionistische Theater aufhören mußte. Schönbergs „Zwölftonmusik“ hört mit der Verbannung seines Schöpfers nicht auf! Der Expressionismus wurde zum Teil „exportiert“ und nach der Emigration wieder heimgebracht. Gottfried Benn, daheim geblieben, schrieb seine expressionistischen Gedichte für die Schublade, ähnlich wie Nolde seine Bilder – weiter dem Expressionismus verpflichtet – im Geheimen weitermalte. Wichtiger aber als all dies ist, daß der Expressionismus keine Laune, keine künstlerische Spielerei war, sondern ein Epochenstil, eingebettet in soziopolitische, ästhetische Voraussetzungen und daher weitergelebt hat. Als der zwölfjährige Spuk zusammenbrach, setzte der Expressionismus wieder dort an, wo er – mutatis mutandis – aufgehört hatte, als logische Fortsetzung und das aus einem sehr stichhaltigen Grund: All das, wogegen die Generation der Söhne zu Beginn des Jahrhunderts angekämpft hatte, alle Mißstände, alle bürgerlichen Verlogenheiten, alle jene Hypokrisien, deren Gift die Generation von 1914 sich freiwillig für den Krieg entscheiden ließ, all das blühte nun mit Hilfe des

Marshallplans wieder auf. Nicht eine in Trauer oder schlechtem Gewissen ob der vergangenen Verbrechen darniederliegende Generation entstand aus den Trümmern, sondern eine Generation, die mit Hilfe des „Wirtschaftswunders“ den „Werten“ des kapitalistischen Bürgertums treu blieb, bereichert um eine neue Dimension, um die Verbrechen der Vätergeneration!

Während also einerseits außerhalb der Grenzen des NS-Staates sich die bildende Kunst ebenso wie die Literatur folgerichtig aus den revolutionären Ansätzen des Jahrhundertbeginns entwickelt hatte, Ballast abwarf, aber die wesentlichen Erkenntnisse und Formwerte weiterentwickelte, verbrachte der Expressionismus in seinen Ursprungsländern Österreich und Deutschland eine Art Winterschlaf, während z.B. in der Schweiz mit Frisch und Dürrenmatt sich kein wesentlicher Traditionsbruch nachweisen läßt, ebenso in Frankreich und England. Doch Deutschland holte bald ein, da alles gegeben war, um eine expressionistische, d.h. subversive Haltung am Leben zu erhalten und wiederzuerwecken. Elisabeth Endres⁴⁸ hat sehr überzeugend die Parallelen zwischen den geistigen und den Lebensbedingungen der Weimarer und der Adenauer Republik dargelegt. Und ähnliche soziopolitische Bedingungen schaffen ähnliche geistige Manifestationen. Ein Beispiel sei genannt. Ilse Aichingers Werk, das nahtlos an die expressionistische Tradition anknüpft, hat – nach eigener Aussage – Kafka nicht gekannt. Woher hätte sie auch den „entarteten“ Künstler, dessen Werke verbrannt und aus Bibliotheken verschwunden waren, auch kennen können! Jene Ursachen also, die um die Jahrhundertwende zu einer so tiefreichenden Kulturkrise und zum Werden des Expressionismus geführt hatten, das Gefühl eines Weltunterganges voraus sagend, des schmerzvollsten Nihilismus und Pessimismus, der die damaligen Künstler und ihre Werke bis heute kennzeichnet, diese Ursachen waren wegge wischt? Steht die heutige Generation vor einer neuen Sinngabe? Einer neuen, lebenswürdigen Zukunft? Und sind die Werke, die heute entstehen, im Zeichen jener „besseren“ Welt, wie sie die Expressionisten der ersten Stunde gefordert hatten? Hat sich im Gegenteil nicht alles nur zum Schlechteren gewendet? Ihre Werke führen das weiter, entwickeln, bereichern, was ihre Vorväter zu Jahrhundertbeginn ausgedrückt haben. Im Katalog der Ausstellung „Das Erbe des Expressionismus“⁴⁹, die 1964 von Maggio Musicale Fiorentino veranstaltet wurde, ist zu lesen: „Man kann im europäischen (sic! d.A.) Expressionismus drei Phasen unterscheiden: die Zeit von etwa 1908 bis 1918, das Jahrzehnt danach und, nach einer Unterbrechung, die von 1933 bis 1945 währte, eine dritte, noch unsere Gegenwart umfassende Phase ... die Gedanken und formale Neuerungen des ‚alten Expressionismus‘ weiterentwickelt.“ Warum also in der offiziellen Geschichtsschreibung von heute dieses Schweigen über eine so reiche, so entscheidende, epocheweisende Kunstbewegung? Wohl werden allmählich ihre Werke in Ausstellungen gezeigt, allerdings unter oft so merkwürdigen Namen. Warum gibt es bis heute keine vollständige, zusammenhängende Arbeit über den Expressionismus und sein Weiterleben und seine Wirkung in

unserer heutigen Zeit? Und als das, was er ist, nämlich als Expressionismus, bezeichnet? Statt daß die verwaschene Bezeichnung „Moderne“ verwendet wird? Oder „Avantgarde“? Schon 1935 schrieb Ernst Bloch⁵⁰: „Das Erbe des Expressionismus ist noch nicht zu Ende, denn es wurde noch gar nicht damit angefangen.“ Oder P. Raabe⁵¹: „Eine Literaturgeschichte des Expressionismus fehlt“ und H. Sedlmayer schrieb, wir hätten es im Expressionismus mit einer „der revolutionärsten Kunstbewegungen“ zu tun. Das war auch richtig erkannt, räumte doch der Expressionismus mit einer zweitausendjährigen Tradition auf. Und all dies sollte kaum zwei Jahrzehnte gedauert haben? Warum also diese – scheinbar unerklärliche – Retinenz in der Rezeption des Expressionismus? Warum erleben wir gegenwärtig diese Überfülle der absurdesten Namensgebungen, sodaß am Ende jeder Künstler jedes Bild gleichsam seinen eigenen Stil präsentiert, keiner aber ohne jene Initialzündung zu Beginn des Jahrhunderts, ohne den Expressionismus, denkbar wäre. Sicher, der Expressionismus hat sich entwickelt, ist seiner ersten pubertärlauten Phase entwachsen, gereift. Nicht anders als alle anderen Zeitstile, die alle ihre Frühphase, Blüte und Endphase gekannt haben.

Zitieren wir nochmals P. Raabe: „Der Expressionismus... ist nicht für immer in der Versenkung verschwunden. Sein Erbe ist sogar in mehrfacher Hinsicht vital und gegenwärtig...“⁵² Auch F. Martini⁵³ spricht von einer Wiederkehr (ist es eine Wiederkehr oder ein Weiterleben nach einer traumatischen Abwürgung? d.A.), einer geistig-seelischen Grundhaltung, die stets in Zeiten tiefgreifender seelischer Erschütterungen mit sprengender und schöpferischer Gewalt durchbrach, gewiß zeithaft gewandelt und mit immer intensiverem Zusatz des Intellekts mit geschwächter Kraft der Vision, aber phänomenologisch gleichartig in der Tendenz. „Er, der Expressionismus, war der Ausdruck einer großen Verzweiflung der Menschheit an sich selbst, am Sinn seiner Existenz und der Macht des Geistes.“ Diese Worte schrieb Martini im Jahre 1948, rückblickend auf eine Generation, die zwanzig Jahre zurücklag. Gilt dies nicht auch für die heutige? Bereichert allerdings um eine neue Dimension – die Resignation. Und doch, abgesehen von einigen Ansätzen, etwa der großen „Expressionisten-Ausstellung“ in Darmstadt 1960, wo die Problematik, wie wir sie verstehen, ebenfalls angerissen wurde, ist es merkwürdig stumm um den Expressionismus. Die Erklärung für das Totschweigen einer ganzen historischen Phase liegt im Psychologischen. Der Expressionismus mit seinen verjagten, im Konzentrationslager verschwundenen Schöpfern – oder in den Selbstmord getriebenen – mit Werken, die vernichtet waren, verbrannt oder in Bibliotheken der USA lagen, wurde aus dem Bewußtsein der Gegenwart gelöscht. A. Mitscherlich hat das Phänomen untersucht. Wie auf politischem Gebiet die Aufarbeitung der Nazi-vergangenheit, so bremst der gleiche Verdrängungskomplex auch eine sachliche Aufarbeitung des Künstlerischen, des Expressionismus. Was hatte man nicht mit den Werken, mit den Schöpfern getan? Das schlechte Gewissen schützte sich daher in dem gleichen Verdrängungsprozeß. Das gleiche läßt sich auch

in der gegenwärtigen historischen Verarbeitung der Literatur jener dunklen Jahre nachweisen. „Es bedurfte“, schreibt die Kulturjournalistin S. Löffler, „eines Generationswechsels..., ehe jüngere Germanisten sich an die Tabuzonen der dreißiger und vierziger Jahre heranwagten...“ Und den Germanisten Klaus Amann zitierend: „... einer schärferen Ausleuchtung unterzogen.“

Der Expressionismus als große Kunst- und Kulturbewegung ist eine solche Tabuzone für die Kunsthistoriker – mit wenigen Ausnahmen, und bisher ist ihre Stimme nicht durchgedrungen. Es heißt, peinliche Erinnerungen können zu somatischen Krankheiten führen. Also verdrängt man sie, denn Verdrängungen – wie wir wissen – kommen dadurch zustande, daß die Erinnerung an belastende Szenen von den daran haftenden Affekten getrennt und so neutralisiert werden. So ist, grosso modo gesprochen, die sozialwissenschaftliche Basis der ehemaligen NS-Staaten von der gleichen kollektiven Anamnese befallen wie die private und künstlerische. Günter Anders, aus der amerikanischen Emigration nach Wien zurückgekehrt, schreibt unter dem Titel „Die Schrift an der Wand“ (1967): „Seit Monaten bin ich hier. Aber in keinem Gespräche habe ich den Namen Hitler gehört... Ominös scheint mir das... Daß sie ihren Gott und ihren Gott geweihten Lebensabschnitt einfach vergessen haben können, ist ja nicht möglich. Noch nicht einmal hoffen kann ich das: denn solche Vergeßlichkeit wäre ja fast noch erbärmlicher als die Tatsache, daß sie sich einem solchen Manne geweiht hatten..., daß die hiesige Bevölkerung aus den Schlägern von Gestern und den Geschlagenen von Gestern besteht... die heute Lebenden leben in ihrer Mehrzahl so, als hätte es die Millionen Toten, Gefolterten, Vergasteten nie gegeben.“

Aus diesem ungeheuren Verdrängungsprozeß, aus der „Unfähigkeit zu trauern“ erklärt sich, warum der Expressionismus, diese „entartete“, verdammte, verbrannte Kunst nicht mit der Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die ihr zukäme, behandelt wird, werden konnte. Es ist ein zu heißes Eisen. Besser als sich zu verbrennen, ist immer noch das Totschweigen. Vielleicht müssen wir auch hier eine Generation abwarten, die weniger belastet ist. Denn der Expressionismus ist nicht tot!

Anhand seines Schlüsselwortes „der Schrei“ und alle diesem inhärenten formalen und emotionalen Werte läßt er sich bis in die Gegenwart verfolgen. Außerhalb Deutschlands lassen sich erste schüchterne Versuche nachweisen, in denen man dem Expressionismus sachlich nachgeht. So etwa in der kurzen Untersuchung von J.M. Ritchie „The Expressionistic Revival“⁵⁴, wobei die Frage offen bleibt, ob es sich um ein „Revival“, ein Neuaufleben oder um ein Weiterleben handelt.

Es wäre doch kaum anzunehmen, ja es wäre paradox, daß vom „expressionistischen Schrei“ der Schrei allein weitergelebt hätte, der Expressionismus aber, der ihn hervorgebracht hatte, der alle Kunst- und Sinnwerte der Zeit in sich vereinte, subsumierte, verschwunden oder gar tot sei! Umsomehr, als die äußeren, politischen Gegebenheiten sich nicht geändert

hatten, im Gegenteil, sich gesteigert hatten. Die jungen Expressionisten des Jahrhundertbeginns hatten gegen die Verlogenheit ihrer bürgerlichen, positiven, rationalistischen Väter protestiert im Namen einer neuen Freiheit; waren gegen die korrupten, verlogenen Werte aufgestanden. Waren aber nach beiden Weltkriegen, nach der sogenannten Stunde Null, die falschen Werte von einst besseren gewichen? War es nicht vielmehr so, daß der Krieg wohl verloren war, daß aber mit dem Wirtschaftswunder all jene Unwerte des Kapitalismus in der neuen, von den USA importierten Phase des Spätkapitalismus auferstanden sind? Zudem belastet durch das schlechte Gewissen, die unbewältigte Vergangenheit. Man fand neue Worte für alte Inhalte: statt von „Konzernen“ sprach man jetzt von „Multis“, anstelle der altmodischen „Ausbeuter“ war das „Establishment“ getreten und die „Entrechteten“ waren jetzt die Hungernden der „Dritten Welt“. Nur eine neue Facette war dazugekommen: die Väter waren nicht nur Hüter verlogener Werte, sie waren nun samt und sonders Naziväter, potentielle Mörder. Hatten demnach die Söhne jetzt nicht noch mehr Grund, gegen die Welt der Väter, ihrer Werte zu rebellieren? Die „68er Generation“ hat noch einmal die Revolte geprobt. Vergeblich. Untersucht man ihre Leitfiguren, ihre Leitworte, fühlt man sich an den Anfang des Jahrhunderts versetzt. Da wird nach Nietzsche, nach Rimbaud gerufen, da wird dem Materialismus, dem Rationalismus, der Technik der Kampf angesagt, in dessen Namen z.B. der Vietnam-Krieg geführt wurde.

Geben wir zum Schluß G. Wundberg⁵⁵ das Wort, der ähnlich wie wir, und einige wenige im Expressionismus das sehen, was er wirklich war – der große, entscheidende Aufbruch einer neuen Kulturphase, die sich trotz der traumatischen Abdrosselung durch das „Dritte Reich“ weiterentwickelt hatte, getragen durch die sinn- und formbildenden Kräfte, die ihn charakterisieren: dem Irrationalismus eng mit der Angst gekoppelt, dessen Ausdrucksvokabel der Schrei, die Angst ist, der existentiellen sowohl als der persönlichen Angst und dem Generationskonflikt, nunmehr stärker denn je, und der sich in der Ablehnung all jener Werte, die von den Vätern überkommen waren, äußert. In der Einleitung schreibt G. Wundberg zur „Lyrik des Expressionismus“: Geht so eine literarische (oder auch bildnerische, d.A.) Epoche zu Ende, so sind damit noch nicht ihre Impulse, ist damit nicht schon ihr kulturkritisches Erbe erledigt. Grundprobleme auch unserer Gesellschaft: die Verstädterung, die moderne Zivilisation als Ganzes, die ideelle Orientierungslosigkeit und damit die Funktion von Ersatzreligionen, die Schwächung des Ich angesichts einer übermächtigen Objektwelt, all diese in der expressionistischen Literatur... angesprochenen Themenkomplexe sind auch heute nicht bewältigt.“ Wie einst berufen sich die Jungen wieder auf Nietzsche, auf Kierkegaard; Strindberg erlebt eine Renaissance, die „klassischen“ Expressionisten erleben Neuauflagen. Auch die große Ausstellung „Zeugnisse der Angst in der modernen Kunst“⁵⁶, die in Darmstadt 1963 stattfand, ist ein Versuch einer Aufarbeitung des Expressionismus, allerdings als „Moderne Kunst“ apostrophiert. Die Ausstellung zeigte Künstler wie Munch,

der mit seinem „Der Schrei“ vertreten war und reichte von den frühen Expressionisten wie Kubin, Klee, Beckmann, Ensor weiter über G. de Chirico, Marino Marini, Picasso, Zadkin bis zu Francis Bacon, D.A. Siqueros u.a. All diese Künstler haben mit der Angst auch den Schrei dargestellt.

Nur ein Aspekt hat sich inzwischen geändert: hatten die ersten Expressionisten ihre bilderstürmenden Aktionen noch mit der Hoffnung, die Gegebenheiten zu ändern, begonnen, so sind sie heute, ein Jahrhundert später, von dieser Hoffnung geheilt. Spätestens seit dem letzten Aufbruch in den 68er Jahren ist der Expressionismus flügelarm geworden. Resignation, die sogenannte „Postmoderne“, zieht ein. Ein Ende ist sicher da, ob ein Neubeginn sich abzeichnet, kann der Historiker, der kein Prophet ist, nicht sagen. Die Nostalgiewelle, die sich an der „schönen“ Vergangenheit nicht satt sehen kann, ihre ästhetischen Werte kopiert, läßt Böses ahnen. Denn diese Nostalgie ist ebenfalls Verdrängung.

Daneben aber läuft ein anderer Strom, in dem alle jene Errungenschaften, die sich in Munchs Werk erstmalig zeigten, weiterleben: das offene Kunstwerk, die Negation aller Rationalität und ihrer Ausdrucksformen, Mimesis, Kausalität, logische Syntax: gefordert werden Freiheit, Imagination, Diskontinuität, eine Kunstwelt, die nicht erzählt, sondern die ist. Fundamental anti-intellektuelle Strömungen, Ambiguität werden gefordert. Und ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1959 erscheint Allen Ginsberg: „The Howl“ zu deutsch: Das Geheul.

Ossip Zadkine: Die zerstörte Stadt

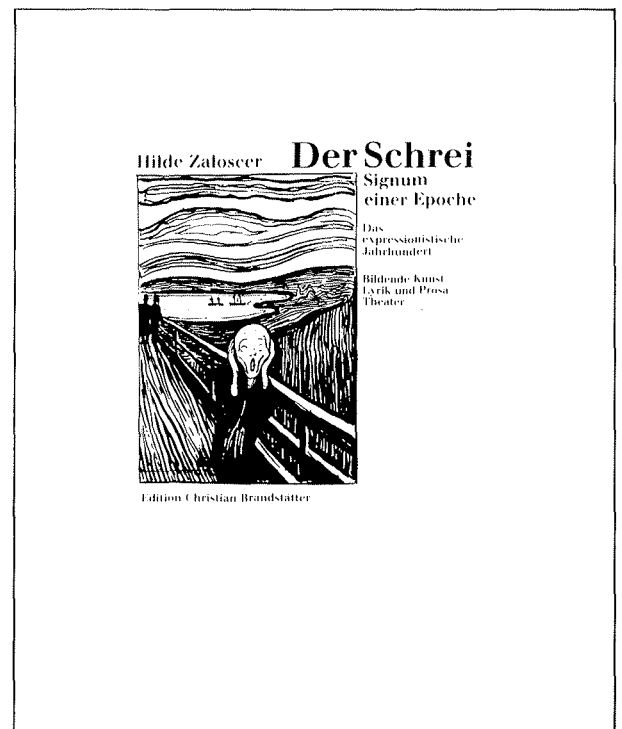


Anmerkungen

- 1 Eco, U.: *Apokalyptiker und Integrierte*, (Frankfurt 1984), S. 41.
- 2 Bloch, E.: *Philosophische Aufsätze*, (Frankfurt 1969), S. 598.
- 3 Eco, U.: a.a.O., S. 266.
- 4 Baudelaire, Ch.: *Oeuvres Completes*, (Paris 1954), S. 111.
- 5 Bachelard, G.: *L'Air et les Songes*, (Paris 1943), *L'Eau et les Reves* (1947), *La Terre et les Reveries du Repos*, (1948), *La Psychoanalyse du Feu*, (1949).
- 6 Lessing, G.E.: *Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei*, (Stuttgart 1971), S. 8 ff.
- 7 Zaloscer, H.: *Der Schrei. Signum einer Epoche. Das expressionistische Jahrhundert*, (Wien 1985).
- 8 Kokoschka, O.: *Der Expressionismus Munchs*, (Wien 1953).
- 9 Heller, R.: *Munch. The Scream*, (New York 1972).
- 10 Wayne, V.A.: *Gauguin and a Peruvian Mummy*, (Paris 1880).
- 11 Eco, U.: *Das offene Kunstwerk*, (Frankfurt 1977).
- 12 Bohrer, K.H.: *Die Ästhetik des Schreckens*, (München 1978).
- 13 Künzli, A.: *Die Angst als abendländische Krankheit*, (Zürich 1944).
- 14 Halffter, C.: *Bericht und Bekenntnis*, (Donauessingen 1977), S. 114.
- 15 Bohrer, K.H.: a.a.O.
- 16 Schloezer, B.de: *L'Aventure de la Musique Moderne NRF*, (1960), No. 90, S. 1.
- 17 Barthes, R.: *Le Degré zéro de l'Ecriture*, (Paris 1953).
- 18 Bohrer, K.H.: a.a.O., S. 170.
- 19 Scheffler, P.: In: *Kunst und Künstler*, (1911).
- 20 Bahr, H.: *Expressionismus*, (München 1920).
- 21 Lukács, G.: *Von Nietzsche zu Hitler oder der Irrationalismus in der deutschen Politik*, (Frankfurt 1966).
- 22 Pzysbyszewski, St.: *Der Schrei*, (München 1918).
- 23 Popper-Lynkeus: *Der Weltangstschrei*, In: *Phantasien eines Realisten*, (München 1900), S. 210 ff.
- 24 Mahon, D.: *Girls on a Bridge*, (1982).
- 25 Becher, J.R.: siehe Zaloscer, *Der Schrei*, S. 55 ff.
- 26 Stadler, E.: *Der Aufbruch und ausgewählte Gedichte*, (Frankfurt 1964).
- 27 Lorca, F.G.: *El Grito*, zitiert nach Friedrich, H.: *Die Strukturen der modernen Lyrik*, (Hamburg 1956).
- 28 Majakowski, W.: *Wie macht man Verse*, (München 1961).
- 29 Esslin, M.: *Artaud*, (Glasgow 1976).
- 30 Goering, R.: *Prosa, Dramen, Verse*, (München 1961).
- 31 Döblin, A.: *Berlin Alexanderplatz*, (Nördlingen 1965).
- 32 Döblin, A.: a.a.O.
- 33 Grass, G.: *Die Blechtrommel*, *Danzinger Trilogie*, (Frankfurt 1974).
- 34 Camus, A.: *La Peste*, (Paris 1947).
- 35 Enzensberger, H.M.: *Der Untergang der Titanic*, (Frankfurt 1978).
- 36 Artaud, A.: *Oeuvres Completes*, (Paris 1910).
- 37 Lorca, F.G.: *El Grito*, a.a.O.
- 38 Fritz, M.: *Die Schwerkraft der Verhältnisse*, (Frankfurt 1976).
- 39 Handke, P.: *Der Chinese des Schmerzes*, (Frankfurt 1983).
- 40 Müller, H.: *Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei*, In: *Spectaculum 26*, Acht moderne Theaterstücke, (Frankfurt 1977).
- 41 Zaloscer, H.: a.a.O., Abb. 1–32.
- 42 Lukács, G.: a.a.O.
- 43 Mann, Th.: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*, (Stockholm 1947), S. 736 ff.
- 44 Hofmann, W.: *Das irdische Paradies*, (München 1980).
- 45 Bahr, H.: a.a.O.
- 46 Seuphor, M.: *Le Style et le Cri*, (Paris 1965).
- 47 Baudelaire, Ch.: a.a.O.
- 48 Endres, E.: *Die Literatur der Adenauer Zeit*, (München 1980).
- 49 Catalogue de „Maggio Musicale Fiorentino“, (1964).
- 50 Bloch, E.: zitiert nach Raabe, P.
- 51 Raabe, P.: *Expressionismus. Der Kampf um eine literarische Bewegung*, (1965).
- 52 Raabe, P.: a.a.O.
- 53 Martini, F. von: *Was war der Expressionismus?*, (Urach 1948).
- 54 Ritchie, J.M.: *The expressionistic Revival*, In: *Seminar*, 2, *Journal of Germanic Studies*, University of Toronto, (1966).
- 55 Wundberg, G.: *Lyrik des Expressionismus*, (Tübingen 1976).
- 56 „Zeugnisse der Angst“, Ausstellung zum 8. Darmstädter Gespräch, (1963).

HILDE ZALOSCER, 1903 in Bosnien geboren, studierte in Wien Kunstgeschichte und wurde 1927 zum Dr. phil. promoviert. Sie war als Dozentin an der Wiener Volkshochschule und als Kulturjournalistin tätig. Eine Studienreise nach Ägypten 1936 ließ Ägypten zu ihrem Exilland werden. 1946 bis 1968 arbeitete sie als Professor für Kunstgeschichte an der Universität von Alexandria. 1968 verließ sie Ägypten aus politischen Gründen und folgte einer Berufung an die Carlton-Universität in Ottawa, Canada, wo sie bis 1972 blieb. Nach Wien zurückgekehrt, wurde Hilde Zaloscer 1975 bis 1978 Lehrbeauftragte für Kunstgeschichte an der Universität Wien, wo ihr 1977 das Goldene Doktordiplom verliehen wurde. 1981 erhielt sie einen Forschungsauftrag für die Arbeit „Der Schrei“ (Publikation 1985, Edition Brandstätter, Wien). Hilde Zaloscer, international bekannt durch ausgedehnte Vortragsreisen und Publikationen, ist Trägerin des Theodor-Körner-Preises und des Adolf-Schärf-Preises und Mitglied mehrerer internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften. Lebt in Wien.

Bildnachweis: Hilde Zaloscer: *Der Schrei. Signum einer Epoche*. Edition Brandstätter. Wien 1985.



IWK-Schriftenreihe Nummer 4:

PHILOSOPHIE UND GESELLSCHAFT

160 Seiten, S 120,—

Dieser Band ist eine Zusammenfassung und Überarbeitung einer Diskussionsreihe aus dem Jahre 1983 unter dem gleichen Titel. Die Beiträge behandeln verschiedene Aspekte der gesellschaftlichen Relevanz der heutigen Philosophie. Die Autoren der Beiträge: Hans Dvorak, Peter Engelmann, Peter Fleissner, Konrad Liessmann, Elisabeth List, Edgar Morscher, Alfred Pfabigan, Clement Reichholf, Josef Rhemann, Friedrich Wallner und Franz Wimmer. Organisiert und geleitet wurde die Diskussionsreihe von Peter Lüftenegger, der auch Herausgeber dieses Bandes ist.

PHILOSOPHIE

PIETRI LUTENEGGER (PISOL), ENIGLI (U)
UNG, ELISABETH LIST, DIE WISSENSCHAFT (U)
ART DER WISSENSCHAFT (N)
DER SCHULE, EDGAR MORSCHER (E)
IK UND POLITISCHE MISCHBILDUNG (B)
IN DER PHILOSOPHIE, ALFRED PFABIGAN, AL
IN DER PHILOSOPHIE, ALFRED PFABIGAN, AL
STROMISMUS UND MARXISTISCHE PHI
LOSOPHIE, JOHANN DVOZAK, MAX ADLER
UND DER MARXISTISCHE, FRANZ WIMMER
EN BEISPIEL FÜR MARXISTISCHE GESCHIC
TE, JOSEF RHEMANN, DIE SCHULE DER GUTEN
WISSENSCHAFT, JOSEF RHEMANN, DIE SCHULE
ICH, HINTERGRÜNDE DER PHILOSOPHIE
THEORIEN, CLEMENT REICHHOLF, TEND
ZEN DER PHILOSOPHIE, FRIEDRICH WALLNER
PHILOSOPHIE, ALFRED PFABIGAN, PETER
DVOZAK, JOSEF RHEMANN, DIE SCHULE
DER PHILOSOPHIE, ALFRED PFABIGAN, AL

GESELLSCHAFT

BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich erkläre mich mit den Bestrebungen des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ einverstanden und melde meinen Beitritt als Mitglied an.

Vor- und Zuname: _____

Geburtsdaten: _____ Telefon: _____

Wohnungsanschrift: _____

Berufsanschrift: _____

Beruf: _____

Interessenrichtung: Philosophie, Geschichte, Kunst, Musik, Naturwissen
schaft, Sozialwissenschaft, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft*

Datum: _____ Unterschrift: _____

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt S 100,—. Jugend- und Studentenmit
gliedschaft (bis 25 Jahre bzw. bis Beendigung des Studiums) S 50,—.

* Nichtzutreffendes streichen

Ich bestelle

____ Ex. VERDRÄNGTE SCHULD – VERFEHLTE SÜHNE
Entnazifizierung in Österreich 1945–1955
Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder: S 336,—

____ Ex. PHILOSOPHIE UND GESELLSCHAFT
S 120,— (und Versandspesen)

____ Ex. DIE VERBRANNTEN BÜCHER
S 25,— (und Versandspesen)

____ Ex. POLITISCHES LIED
S 79,— (und Versandspesen)

____ Ex. AUSEINANDERSETZUNGEN ZWISCHEN VEREINSMEIEREI,
DEMOKRATISIERUNG UND EXPERTENHERRSCHAFT
S 40,— (und Versandspesen)

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Österreich und seine Feste. Die Belvedere gehört dazu.



*Belvedere,
der elegante Geschmack*